



Eva Menasse

Der HOLOCAUST
vor GERICHT
Der PROZESS um
DAVID IRVING

Siedler

Note by Focal Point Publications.

The text of this book is offered for research purposes for a limited time only.
It is a copyright work and is not to be reproduced or commercially distributed
in any manner whatever. You are urged to buy the printed edition.

INHALT

Einleitung (<u>scanned</u>)	9
David Irving (<u>scanned</u>)	19
Deborah Lipstadt (<u>scanned</u>)	43
Irving zieht vor Gericht (<u>scanned</u>)	57
Der Prozess	73
Auschwitz, Ende März	149
Das Urteil (<u>scanned</u>)	155
Triumph und Irrtum (<u>scanned</u>)	163
Anmerkungen (<u>scanned</u>)	183
Namenverzeichnis	189



© 2000 by Siedler Verlag Berlin in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH.
Alle Rechte vorbehalten, auch das fotomechanischen Wiedergabe.

Einleitung

Als Deborah Lipstadt zum ersten Mal David Irving begegnete, hat er sie überrumpelt. Es war im November 1994. Sie hatte am DeKalb Community College in Atlanta einen Vortrag über Holocaust-Leugner gehalten und mit den Zuhörern eine Diskussion begonnen. Da sprang in einer hinteren Reihe ein kräftiger Mann auf. Zuerst stellte er sich, wie er später in seinem Tagebuch vermerkte, "mit dröhnender Stimme" vor: Er sei jener David Irving, über den Lipstadt gerade so herabsetzende Bemerkungen gemacht habe. Dann hielt er ein Bündel Zwanzig-Dollar-Noten hoch und rief, er böte eintausend Dollar Finderlohn für ein Dokument aus der Kriegszeit, das die Existenz von Gaskammern beweise. Zusammen mit einem Helfer hatte Irving siebzig Exemplare seiner Göring-Biographie von seinem Winterdomizil Florida nach Georgia geschleppt, die er nun gratis an Lipstadts Studenten verteilen wollte. In seinem Tagebuch beschreibt er den Wendepunkt: »Ich wusste, wenn der erste Student das Buch zurückwies, würde keiner eines nehmen.« Bevor ihn der Sicherheitsdienst der Universität in die Schranken weisen konnte, gelang es ihm, den Studenten noch zuzurufen, sie sollten wenigstens kennen, was sie verurteilten. Und dass er, ganz im Gegensatz zu Frau Lipstadt, zu jeder Diskussion bereit sei.

Vielleicht war das der Grund, warum er Glück hatte: Die Freiheit der Meinungsäußerung gilt in Nordamerika viel. Ein erster Student nahm ein Buch, und dann griffen auch die anderen danach. Er behauptet, dass sich einige nachher sogar Autogramme von ihm geholt hätten: »Süßer Sieg! Rache!«, notierte er abends.

Deborah Lipstadt, Universitätsprofessorin und Autorin eines Standardwerkes zum Thema Holocaust-Leugner¹, weigert sich seit jeher, mit Leugnern wie Irving öffentlich oder privat zu diskutieren. Sie ist der Meinung, dass allein eine solche Debatte diesen Menschen eine Bedeutung beimessen würde, die sie nicht verdienen: jene nämlich, Vertreter der »anderen Seite« zu sein in einer Sache, die erst damit eine zweite Seite bekäme. Alle Injurien ihrer Forschungsobjekte, die Deborah Lipstadt wegen dieser Weigerung etwa als »intellektuelle Faschistin« beschimpften, haben an ihrer Haltung nichts ändern können: Auch von NASA-Experten würde man schließlich nicht verlangen, sich mit unbelehrbaren Anhängern Erdscheibe-Theorie an einen Tisch zu setzen. Lipstadt berief sich auf Hannah Arendt, wenn sie sagte, »Meinung muss auf Fakten gegründet sein«, andernfalls sei Meinung an sich eine Farce.

Seit Jahren besteht Lipstadts pädagogisches Bestreben darin, diese Position zu verbreiten. Diskutiert nicht und glaubt ihnen nicht, dass es etwas zu diskutieren gibt, sagt sie landauf, landab, sagt sie Studenten an den Universitäten und allen anderen im Fernsehen, sagt sie in den Vereinigten Staaten, in Australien, in Neuseeland: Denn der Holocaust ist eine Tatsache, an der nicht gerüttelt werden kann. Sie hat in den USA, besonders unter den Studenten, große politische Naivität festgestellt, was das Wissen über den Holocaust und Holocaust-Leugner betrifft. Gegen diese Naivität kämpft sie seither an. Sie erklärt, was Holocaust-Leugner sind, und sie weiß, wie man mit ihnen umgeht. Wenn sie die Politik des aktiven Ignorierens und offensiven Ausschließens aus jedem öffentlichen Diskurs nicht selbst erfunden hat, dann ist sie zumindest die Meisterin ihrer Verbreitung. Insofern ist ein David Irving, der ihr Seminar mit seinen Büchern stürmt und dort sogar welche loswird, der stimmige Beginn für die Geschichte von Deborah Lipstadt und David Irving. Fünf Jahre später trafen die beiden einander in einem Londoner Gerichtssaal wieder.

Als im Herbst 1999 der Beginn des Verfahrens Irving vs. Lipstadt für den folgenden 11. Januar festgesetzt wurde, erwartete die »Jerusalem Post« den »medial meist beachteten Gerichtsfall seit dem Eichmann-Prozess«. In Los Angeles, im Umkreis von Steven Spielbergs

Shoah-Foundation, sprachen zur selben Zeit Freunde Deborah Lipstadts aufgeregt davon, dass demnächst in London »der Holocaust vor Gericht gestellt« werde. In Europa wusste man lange Zeit nichts davon. Wenige Tage vor dem 11. Januar erschien im britischen »Guardian« eine trockene Vorankündigung. Als Einschätzung der Angelegenheit griff man beinahe wortgetreu auf die »Jerusalem Post« zurück. Doch in Deutschland und Österreich wurde der Prozess scheinbar erst bemerkt, nachdem er begonnen hatte. Auch dann berichteten die deutschsprachigen Medien nur spärlich, zögernd und sichtlich um Untertreibung bemüht. In den Ländern, die für den Holocaust verantwortlich waren, hat David Irving seit Jahren Einreiseverbot, und das, was er treibt, ist per Gesetz verboten. Damit scheint der Fall erledigt und jede weitere Kenntnisnahme entbehrlich - ganz so, als ob man alles, das man zu verstehen versuchen könnte, zugleich auch für bedeutend halten müsste.

Dabei war etwas sehr Skurriles geschehen: Irving, der wahlweise als Rechtsradikaler, Antisemit, Holocaust-Leugner und Rassist bezeichnet wird, wovon ihm von allen ein gutes Stück gebührt, war wegen Verleumdung vor Gericht gezogen. Er fühlte sich in seiner Ehre gekränkt, sah seinen Ruf geschädigt und seinen Erwerb gemindert, weil ihn Deborah Lipstadt in ihrem Buch über Holocaust-Leugner einen solchen genannt hatte. Nun wollte er sich vor Gericht Genugtuung holen, aber nicht, weil er in Wirklichkeit gar kein Holocaust-Leugner sei, sondern, im Gegenteil, weil er Recht habe. Als »anerkanntem Wissenschaftler« müsse ihm auf Grundlage seiner Recherchen gestattet sein, entscheidende Aspekte des systematischen Massenmords der Nazis an den Juden abzustreiten, ohne mit dem »verbalen gelben Stern "Holocaust-Leugner" versehen zu werden. Es ging ihm in diesem Verleumdungsverfahren - das zumindest wollte er glauben machen - um seinen Ruf und seine Reputation als Historiker.

Von Deutschland aus, also aus weiter Entfernung, musste das je nach Temperament entweder lachhaft oder pervers klingen. Man glaubte ja genau zu wissen, was Irving für einer war: Als öffentliche Figur war er seit der Wende höchstens auf Demonstrationen von Rechtsradikalen aufgetreten. Mit seinen Büchern beschäftigte man sich aus diesem Grund längst nicht mehr. Kaum einer erinnert sich noch daran, dass Irvings Bücher bis Mitte der achtziger Jahre von Verlagen wie Rowohlt, Ullstein und Knaus verlegt und seine Artikel in Zeitschriften wie der Kölner "Neuen Illustrierten", "Quick", »Stern« und »Spiegel" abgedruckt worden waren.

Je weiter man von etwas weg ist, desto leichter und bequemer fallen die Urteile. Deshalb war es auch möglich, dass am 19. Februar, dem Tag, als in Österreich und in vielen anderen europäischen Ländern öffentlich gegen die neue Wiener Regierung protestiert wurde, in London Transparente vor die österreichische Botschaft getragen wurden, auf denen stand: »Haider = Hitler«. Vor die Wahl gestellt, welcher von den beiden, David Irving oder Jörg Haider, der gefährlichere, bössere Rechtsradikale sei, hätten sowohl die Österreicher wie die Briten eine ganz klare Antwort: Bloß wäre sie nicht dieselbe.

In Großbritannien wie in den Vereinigten Staaten ist man stolz auf die Bedeutung, die das Recht auf freie Meinungsäußerung genießt. Länder, die das Leugnen von Auschwitz oder das Absingen nationalsozialistischer Lieder unter Strafe stellen, betrachtet man von dort aus mit der Nachsicht von demokratisch Erwachsenen wie unreife jugendlich, für die Schutzbestimmungen gelten müssen. Die auf die Spitze getriebene Liberalität lässt die Demokratie wie einen Pornoladen sein: Wo es nur Erwachsene gibt, gibt es auch keine Tabus. Deshalb wird David Irving in England noch immer und bis zum heutigen Tag als kontroverser Buchautor, durchaus auch als völlig irregegangener Historiker diskutiert. In Deutschland und Österreich ist das für viele sehr schwer nachzuvollziehen - denn damit nimmt man ihn a scheinbar ernst.

In Österreich wurde für Jörg Haider vor einiger Zeit die Phrase vom »Verfassungsbogen« erfunden, innerhalb oder außerhalb dessen Haiders »Freiheitliche Partei« sich angeblich

befindet - je nachdem ist sie dann regierungsfähig oder nicht. Auf England bezogen, wird sich David Irving immer im Bogen des öffentlichen Diskurses befinden, selbst nach dem Desaster des nun gesprochenen Urteils. Doch bei aller bekannten Unrichtigkeit und Geschmacklosigkeit seiner Thesen werden in Irvings Heimatland seine Verdienste als historischer Forscher, als Fachmann für Nazi-Hierarchie und Hitlers Kriegführung nicht unterschlagen. David Irving wird von der englischen Öffentlichkeit vielleicht wie ein verlorener Sohn, dessen man sich schämt, behandelt, aber nicht einfach - und bequem - als "mediokres Monster"² dämonisiert.

David Irvings grimmige Gestalt im dunkelblauen Nadelstreifen fand sich in England auf zahllosen Titelseiten. Auch nach dem Urteil lud man ihn in die meist gesehenen Talkshows ein, und er durfte nun sogar vom Bildschirm herunter Auschwitz-Überlebende zu belehren versuchen, dass ihre Großeltern, Mutter, Väter, Gatten und Kinder "genau wie Anne Frank bedauerlicherweise am Typhus gestorben", aber bestimmt nicht in Gaskammern umgebracht worden seien. Im Grunde genommen wurde mit Irving vs. Lipstadt in Großbritannien genauso umgegangen wie mit jedem anderen spektakulären Gerichtsfall oder quotenträchtigen Sex-, Spionage- oder Politikskandal: Die Boulevardblätter machten mit Irving Schlagzeilen, die Kommentatoren fanden dank Irving Kommentarthemen, die Intellektuellen und die Experten jeder Provenienz trafen sich in Radio- und Fernsehdiskussionsrunden und diskutierten.

Die Publizität, die diesem Mann im Laufe des Prozesses geboten wurde, ist dennoch scharf kritisiert worden. Die Vereinigung britischer Juden schrieb an BBC einen Protestbrief, weil »Radio Four« Irving für eine seiner Sendungen interviewt hatte. Denn auch die schlechteste publicity für David Irving ist natürlich zuerst einmal publicity. Das weiß niemand so gut wie er selbst - sein ganzes Geschäft und Einkommen, die Verkaufszahlen seiner Bücher hängen seit vielen Jahren direkt von dem Wind ab, den er macht. Insofern war dieser Prozess für ihn wahrscheinlich die Show seines Lebens. Die Kritiker dieses Mechanismus waren dabei selbst nicht immer so neutral und unbeteiligt, wie sie der Schärfe ihrer Kritik zufolge hätten sein müssen. David Cesarani, Professor für moderne jüdische Geschichte an der Universität von Southampton, attackierte Journalisten, dafür, dass sie Irving überhaupt interviewten. Gleichzeitig arbeitete Cesarani an einem Fernseh-"Doku-Drama« mit, in dem Szenen aus dem Gerichtssaal von Schauspielern nachgestellt wurden - natürlich sprach auch ein Irving-Darsteller original Irving-Sätze.

In Deutschland gab es nichts dergleichen. Es war ganz so, als ob jede Erwähnung David Irvings bereits seine rechtsradikalen Anhänger, die er ja auch in Deutschland hat, in irgendeiner bedrohlichen Weise stimulieren könnte. Man ist mit dem besorgten Vorwurf schnell zur Hand, dass ihm jegliche Berichterstattung »Bedeutung« verleihen würde und seinen widerlichen Thesen Zulauf. Diese Vorhaltungen gehen dabei qualitativ weiter als die Kritik Cesaranis. Während er sich mit Irving als Phänomen, nicht aber als Person beschäftigen will, redet man sich in Deutschland gern ein, dass totales Ignorieren schließlich von selbst zum Verschwinden des Ignorierten führen würde. Es ist wie das Verhalten von Kindern, die noch an Monster glauben. Es ist wie mit den nächtlichen Verwüsten jüdischer Friedhöfe, die man nie findet, weil keiner sie systematisch sucht. Es ist wie mit dem Berliner Holocaust-Mahnmal, von dem viele Menschen befürchten, dass es, einmal gebaut, doch bloß ständig geschändet würde. Dabei wäre vielleicht gerade das der Zweck, den ein solches Denkmal zu erfüllen hätte: vorzuführen, was nach wie vor in der Gesellschaft steckt, obwohl sie sich in ihren Sonntags- und Friedensreden so gern davon geheilt sehen will.

Das Problem mit einem wie Irving ist aber: Man kommt nicht um ihn herum. Er stellt sich einem immer in den Weg. Das weiß gerade Deborah Lipstadt seit diesem November im Jahr 1994 am besten. Sie lassen uns eben nicht in Ruhe, so sehr wir das auch wünschen. Diese Leute wählen sich einen Gerichtssaal oder das Brandenburger Tor für ihre Demonstrationen,

wenn sie hoffen können, dass dort die Welt sie sieht. Sie halten sich nicht an unsere Spielregeln nur weil wir sie für eine Auseinandersetzung zu degoutant finden, ist umgekehrt gerade das Gegenteil der Fall: Sie, die sich im Besitz der »Wahrheit« wähnen, suchen offensiv die Debatte mit der gegnerischen Mehrheit - nur wo ein öffentlicher Kampf, da vielleicht Überläufer. Deborah Lipstadt ist das erste Opfer ihrer eigenen Fehlannahme geworden: dass wir nämlich Holocaust-Leugnern wie David Irving Grenzen setzen können, was die Diskussion mit ihnen betrifft. In ihrem Buch widmet sich Deborah Lipstadt ausführlich der Frage, wie man sich ihnen gegenüber verhalten soll: Sich etwa nie mit ihnen in direkte Konfrontation begeben, keinesfalls mit einem von ihnen in derselben Fernsehshow auftreten, wobei ein extra aufgenommenes Statement natürlich erlaubt und wünschenswert ist, obwohl sich kaum verhindern lässt, dass skrupellose Fernsehstationen es später einem im Studio sitzenden Leugner vorspielen, womit erst recht wieder eine Art Debatte suggeriert wäre. Diese feinen Unterscheidungen, die als Richtlinien wohl ihren Wert haben, im Grunde aber selbstverständlich sind, waren in dem Moment ad absurdum geführt als sich Frau Lipstadt mit David Irving für acht Wochen im selben Gerichtssaal wiederfand.

Manche behaupten, dass es zu diesem Prozess und seinen Folgen nie gekommen wäre, hätte Deborah Lipstadt ihr Buch nicht geschrieben - ein Vorwurf, der sie selbst am meisten schmerzen dürfte. Doch ist er falsch. Dieser Prozess hat einzig und allein aufgrund der englischen Verleumdungsgesetze stattgefunden, die, für Rechtsstaaten einzigartig, die Beweislast vom Kläger auf den Beklagten umwälzen. Und der von David Irving aufgrund dieses Buches angezettelte Gerichtsfall hatte schließlich einige überraschende und erhellende Aspekte - niemals zuvor hatte man Gelegenheit gehabt, das geklitterte Geschichtsbild der Leugner und seine raffinierte Fabrikation so detailliert kennen zu lernen.

Holocaust-Leugner haben keine besondere Bedeutung für unsere Gesellschaft. Sie sind nicht besonders viele, sie sind nur besonders unappetitlich. Sie sind, wie Robert Jan van Pelt, der gegen Irving als Zeuge auftrat, sagt, »das Falschgeld, der schmutzige Anteil der Demokratie«. Ob man sich mit ihnen beschäftigen, ob man über sie schreiben soll, ist eine legitime Frage, die man sich immer wieder stellen muss. Ein Grund dafür könnte sein: Gerade totgeschwiegen rufen sie mehr Unruhe und Unbehagen hervor, als ihnen eigentlich zukommen. Das soll nicht heißen, dass sie ganz ungefährlich sind. Doch um sie nicht übertrieben fürchten zu müssen, muss man sie kennen. Das wäre, nach seinem erwähnten Zwischenruf im DeKalb Community College, ja scheinbar ganz im Sinne David Irvings -wenn dieser bloß je meinen würde, was er sagt.

David Irving

Wer nachmittags in die Duke Street 81 kommt, dem kann es passieren, dass er, noch bevor er David Irving persönlich kennen lernt, es mit dessen sechsjähriger Tochter zu tun kriegt. Sie öffnet die Tür in einem bodenlangen, rosa schimmernden Prinzessinnenkleid, in dem sie bestimmt nicht zur Schule geht, legt den Finger an die Lippen und erklärt dann mit einer Stimme, die nicht zur Widerrede einlädt, dass Daddy noch ein Fernsehinterview gibt und man deshalb mit ihr hier im Korridor warten soll. Um die Zeit zu vertreiben, schlägt sie vor, aus ihrem »Disney and me«-Heft vorzulesen. Weil sie es nicht bei einer kleinen Leseprobe belässt, sondern ungerührt Seite um Seite vorträgt, hört man ihr nach ein paar Minuten schon nicht mehr aufmerksam zu. Man beginnt, sich halblaut mit seinem Kollegen zu unterhalten und die Bücherkartons zu mustern, die entlang des schmalen Korridors bis auf Hüfthöhe gestapelt sind. Obenauf liegen einige lose Bücher und verraten, was sich im Rest der Kisten verbirgt. Es sind die Werke des Hausherrn, verlegt in seinem eigenen Verlag »Focal Point« »Goebbels - Mastermind of the Third Reich« zum Beispiel, in exquisiter Ausstattung und mit vielen Bildern. Von den Buchumschlägen schaut einem Joseph Goebbels direkt ins Gesicht. Jemand will ihm von der Seite Papiere reichen, doch er beachtet das nicht. Mit einem Blick von unten nach oben, zwischen vorwurfsvoll und drohend, sitzt er steif in seinem Stuhl, die Hände beinahe an die Lehnen geklammert, und starrt aus diesem Buch heraus. Zwischen all den Büchern sitzt das hübsche Kind Jessica auf einer Kiste, bloßfüßig, das Disney-Heft im Schoß und sieht plötzlich auf. »Und jetzt« kündigt es lächelnd an, »werde ich euch dazu Fragen stellen.« Natürlich haben wir keine einzige davon beantworten können, weil uns völlig entgangen war, worum es in der Geschichte ging.

Advocatus Diaboli

Im Jahr 1944 war David Irving sechs Jahre alt. Journalisten erzählt er manchmal die Geschichte, wie er damals am Strand von Southsea stand und die englische Invasionsflotte auslaufen sah. »Die meisten davon werden nicht zurückkommen«, sagte seine Mutter zu ihm. Ihr Mann, Irvings Vater, war zu dieser Zeit selbst als Marineoffizier im Krieg. Er hatte bereits im Ersten Weltkrieg gedient und sollte auch den Zweiten überleben. Doch zu seiner Frau und den vier Kindern, von denen Irving und sein Zwillingbruder Nicholas die jüngsten sind, kehrte der Vater nicht mehr zurück. Eigenen Aussagen zufolge hat Irving seinen Vater erst in dessen letzten beiden Lebensjahren ein bisschen kennen gelernt.

David Irving hat zwei Lieblingsausdrücke, die er ohne Rücksicht darauf benutzt, wie ermüdend oft seine Gesprächspartner sie schon von ihm gehört haben. Der eine ist deutlich seemännisch inspiriert. »Ich werde das Kriegsschiff Auschwitz zum Sinken bringen«, sagt er gern, und er versichert es seinen begeisterten Anhängern bei jeder Gelegenheit: »Es wird nicht mehr lange dauern, und das Kriegsschiff Auschwitz wird für immer untergegangen sein.«

Schon von Jugend an hatte er ein Faible für das Plakative. Er war ein Unruhestifter. In der Schule sei er regelmäßig verprügelt worden: »Die letzten Hiebe kriegte ich, als ich eine zwölf Fuß große Hammer-und-Sichel-Flagge über den Haupteingang der Schule hängte - sie mussten die Feuerwehr holen, um die Fahne wieder runterzuholen!«³ Am College sorgte er für Schlagzeilen in der Studentenzeitung, als er behauptete, 17 Prozent der Londoner Studenten seien Linksextremisten oder gar Kommunisten: »Die Zahl habe ich mir ausgedacht - ich nahm einfach eine Primzahl.« Der Sohn der allein erziehenden Mutter, der in beschränktesten Verhältnissen aufgewachsen war, verlor sein einjähriges College-Stipendium

schließlich, als er durch ein Mathematik-Examen fiel. Der Prüfer, behauptet er heute, sei ein »wohl bekannter Kommunist« gewesen.

Von der Royal Air Force wurde Irving aus medizinischen Gründen abgelehnt. Er bewarb sich in Deutschland bei Krupp um eine Lehrstelle, er bekam eine beim damaligen Konkurrenten Thyssen. So ging er 1960 im Alter von zweiundzwanzig als Stahl-Hilfsarbeiter nach Deutschland, weil er, wie er in einem Lebenslauf schrieb, »buchstäblich ganz unten anfangen wollte, um nach ganz oben zu kommen«.

Sein ältester Bruder John dagegen hat all das Traditionelle erreicht und beendet, was David bloß versucht oder angefangen hat: John diente 23 Jahre lang in der Königlich Luftwaffe und erlangte als Ingenieur einen Dokortitel. David Irvings zweiter Lieblingsausdruck, meistens bezogen auf Wissenschaftler, lautet: »I want to see egg on their faces.« Er gab diesen Satz sogar einmal als Antwort, als ich ihn fragte, warum er sich ausgerechnet den Holocaust, dieses heikle und mit so vielen Emotionen besetzte Gebiet der Geschichtsforschung, für seine »Revisionen« ausgesucht habe: Das sehe doch allzu sehr nach Absicht, nach dem Wunsch nach größtmöglichem Tabubruch aus. Er hat es bloß indirekt bestätigt: »Ich liebe es eben; Ei auf den Gesichtern der Historiker zu sehen«, sagte er, bevor er überraschend zu singen begann. »Kennen Sie dieses Lied?« fragte er noch, bevor er mit tiefer Stimme loslegte: »Anything you can do I can do better.«

Für Feinschmecker serviert Irving den Ei-Satz übrigens noch in einer Steigerung. Auf einer Veranstaltung in Toronto forderte er seine Anhänger auf: »Stellt euch das Omelett auf ihren Gesichtern vor, wenn es uns gelingt, die Sechs-Millionen-Lügeoffen zu legen!«

Doch ein paar Zitate und biographische Details geben noch keine Erklärungen. Er ist natürlich nicht einfach deshalb, inzwischen amtlich bestätigt, ein rechtsradikaler Faktenmanipulierer, ein Antisemit und Rassist, weil er ohne Vater aufwuchs und keinen Studienabschluss hat. Das trifft auf hunderttausende andere auch zu. Es ist viel komplizierter. Wie Guttenplan schrieb, kann Irving wie »die Ausgeburt der Vernunft wirken«. Er kann charmant sein und zuvorkommend, doch zwischen einem freundlichen Kompliment und einer aggressiven Attacke hegen manchmal nur Sekunden. Er ist zeitweise voll »grenzenloser Wut, die sich plötzlich entfalten kann«, wie der Soziologe Hajo Funke sagte, der im Prozess als Gutachter gegen Irving aussagte. Sein Umgang mit Frauen ist in jeder Hinsicht extrem. Während er gern misogynen Witzchen der Art reißt, dass »Frauen geistiger Kaugummi«⁴ seien oder zumindest »10 Prozent weniger Hirn und noch' nie eine Symphonie komponiert«⁵ hätten, gefällt er sich im direkten Umgang als Charmeur, zumindest solange er hofft, die jeweilige Frau von sich überzeugen zu können. Sätze wie »Sie sind eine so schöne Frau, warum hassen Sie mich so?« sind eine besondere Irvingsche Spezialität. Dass er sich in seinen Tagebüchern über die Forderung nach gleichem Lohn für Frauen abfällig äußert, passt ins Bild: Er ist das Gegenteil eines Gleichbehandlers. Frauen, die er einmal als seine Gegner ausgemacht hat, werden auf noch verletzendere Art verächtlich gemacht als Männer.

Als der Prozess Irving vs. Lipstadt zu Ende war, schrieb der alte englische Militärhistoriker John Keegan einen Kommentar, der über die Grenzen Großbritanniens hinaus für Widerspruch und Empörung sorgte. Ein zentraler Satz dieses Artikels, der als Rehabilitierung Irvings gedacht war, lautete: »In Wirklichkeit gibt es zwei Irvings«⁶. Auch die »Zeit« behauptete eine »Doppelstrategie« Irvings, der »bald als akribischer Forscher, bald als Volkstribun der extremen Rechten«⁷ aufträte. Doch ob Person oder nur Strategie: Vieles wäre einfacher, wenn es bloß zwei Irvings wären, mit denen man es zu tun hat.

David Irving, mit all seinen abstoßenden Seiten, ist eine hoch komplexe Figur - gemessen an dem banalen Dienst, den er als legitimierender »Historiker« für die internationale rechtsextreme Szene erfüllt, und gemessen an den banalen, brutalen Charakteren, die ihm

zujubeln. Er ist so schwer zu fassen, dass die missglückte Formulierung eines Journalisten beinahe wieder genial war: Irving habe sich im Laufe des Prozesses als »chamäleonartige Figur entpuppt«⁸. Seine Intelligenz, seine Talente, ja sogar seine Manieren machen einen Großteil des Interesses und der Faszination aus - und nicht allein der Skandal, dass er die Gaskammern leugnet. An dem scheinbaren Widerspruch geradezu verzweifelnd, schrieb ein englischer Journalist: »In den Augen der meisten anderen Männer hat er alles: Groß und distinguiert, genoss er eine gute Ausbildung und ist intelligent. Frauen waren nie ein Problem.«⁹ So leicht; soll das heißen, könnte er »einer von uns« sein. Denn wer würde sich je mit dem rabiaten deutsch-kanadischen Schreihals Ernst Zündel - von dem noch die Rede sein wird - oder mit den gestiefelten Glatzen Ostdeutschlands wirklich persönlich beschäftigen wollen? Die fehlgeleitete Vernunft, das vergeudete Talent - das ist es, was an Irving herausfordert.

So könnte man zum letzten Mal den Vergleich mit Eichmann und seinem Prozess bemühen, bloß um zuzusehen, wie er davonhing: Hannah Arendt hat die »Banalität des Bösen« sprichwörtlich gemacht, den Kadavergehorsam, der einen subordinaten Kleinbürger wie geschmiert zum Schreibtischtäter mit Millionen Opfern werden ließ. Jahrzehnte später tritt David Irving auf Als Advocatus Diaboli dieser Täter. Wie es sich für einen begabten Anwalt gehört, verkleinert er das Verbrechen und behauptet die Unkenntnis des Drahtziehers. Fasziniert von den Nazis und überzeugt von der eigenen Berufung, für etwas Historisches bestimmt zu sein, verteidigt Irving persönlich Adolf Hitler. Entschlossen nimmt er ihn in Schutz, und seine stupende Kenntnis der Geschichte und der Dokumente lässt ihn zu den erstaunlichsten und infamsten Ergebnissen kommen. Umstritten ist, wie banal etwa Eichmann wirklich war. David Irving, der Anwalt des Bösen ist es nicht. Er wurde auch nicht vor Gericht gestellt, sondern er selbst ist vor Gericht gezogen. Und deshalb wurde er am Ende auch nicht gehenkt, höchstens im übertragenen, finanziellen Sinn. Alles war viel zahmer, viel demokratischer: Es wurde ihm bloß nicht Recht gegeben.

Der Historiker

Seit Jahrzehnten wird Irvings Arbeit von historischen Kapazitäten im anglo-amerikanischen Raum gepriesen. Selbstredend macht er davon Gebrauch für die Eigenwerbung. Hugh Trevor Roper - der auch Unfreundlicheres äußerte - lobte zumindest seinen »unermüdlichen Forscherfleiß«. John Keegan, den Irving zwang, »sub poena« vor Gericht auszusagen, hat wiederholt gesagt, dass »Irving wahrscheinlich mehr als jeder andere lebende Mensch über die deutsche Seite der Kriegführung weiß«. Donald Cameron Watt, jahrzehntelang Professor an der London School of Economics und ein weiterer »sub poena«-Zeuge Irvings, sagte dem Richter, er sei »zutiefst beeindruckt« von Irvings Wissen auf seinem Gebiet, wenngleich er ihn nicht »zur Top-Spitzengruppe« der Militärgeschichtler zählen wolle. Der britische Publizist Christopher Hitchens äußerte mit einer Wendung, die inzwischen sprichwörtlich geworden ist, über Irving, er sei nicht nur »ein faschistischer Historiker, sondern ebenso ein großartiger Historiker des Faschismus«. Gordon C. Craig, Professor für deutsche Geschichte an der Universität von Stanford, hält Irvings Beitrag zur Geschichte des Nationalsozialismus, genau wie Keegan, für »unentbehrlich« und sagte: »Ich lerne immer etwas von ihm.« In einer Rezension schrieb Craig: »Wenn wir Irving mundtot machten, würden wir einen hohen Preis zahlen, bloß um uns von dem Arger, den er uns macht, zu befreien - es ist eine Tatsache, dass er mehr über den Nationalsozialismus weiß als die meisten professionellen Akademiker auf diesem Gebiet«¹⁰

Der Umgang mit jemandem wie Irving ist also ganz unterschiedlich. Während es in Deutschland, wenn überhaupt, darum zu gehen scheint, ob man die Existenz eines

prononcierten Holocaust-Leugners öffentlich erwähnt, streiten namhafte Historiker in England und den Vereinigten Staaten dafür, die relevanten Teile in Irvings Werk trotz seiner extremistischen Ansichten nicht zu übersehen. Zwar gehört es gerade zu den Lieblingsstrategien Irvings wie der anderer Holocaust-Leugner, sich empört als Opfer böswilliger Zensur darzustellen. Doch das schwächt deshalb noch nicht die Verteidigung von Craig and Co., die gewisse Teile von Irvings Büchern sozusagen vor dem »Misthaufen der Geschichte« gerettet wissen wollen.

Was ist nun das Besondere, das Rühmenswerte am Forscher Irving? Im Prinzip arbeitet er wie ein investigativer Journalist mit einem einzigen Thema: die Nazi-Größen. Das Bild, das er mit Emphase von sich selbst zeichnet, ist das des Materialsammlers ohne Berührungsscheu. Mit leeren Kartons auf dem Rücksitz seines Autos ist er immer wieder in Richtung Deutschland losgefahren, und gefüllt hat er die Kartons zurückgebracht: Tagebücher, private Korrespondenzen, Kalender und Dokumente hat er auf diese Weise eingesehen und ausgewertet und oft genug deren einschlägig informierte Aufbewahrer und Aufbewahrerinnen interviewt. Überall, bei den Witwen und Sekretärinnen, bei den Adjutanten und Vertrauten, sei er der erste gewesen: »Die deutschen Historiker« wären gar nicht auf die Idee gekommen, nach diesen Dingen zu suchen, die wie ungehobene Schätze in Kellern, Speichern und Schuhkartons geradezu auf ihn gewartet haben. Weil er mit seinem ersten Buch »Der Untergang Dresdens« (1963, deutsch 1964) das Zutrauen der überlebenden Nazis gewonnen hatte, kam er den erstaunlichsten Nazi-Memorabilien auf die Spur. Er besuchte im Auftrag der Illustrierten »Quick« einen Sammler in Albuquerque, der Teile von Eva Brauns Tagebuch besitzen sollte, ihm wurde eine »Schatzkarte« zugespielt, mit deren Hilfe er 1969, mitten im Kalten Krieg, in der DDR nach Goebbels' vergrabenen Tagebüchern suchen durfte, er behauptet, in Chicago Zoo Liebesbriefe Himmlers an dessen Geliebte eingesehen zu haben. Und er interviewte in Wien die ehemalige tschechische Schauspielerin Lida Baarova, die Goebbels' Geliebte war. Im Lauf der Jahre sammelte er so Tonnen von Material, das er schließlich unter dem Namen »Sammlung Irving« dem Institut für Zeitgeschichte in München zur Verfügung gestellt hat. Die Tatsache, dass er nun zu seinem eigenen Material keinen Zugang mehr erhält, weil er gar nicht einreisen darf, empört ihn zutiefst.

David Irving ist, das war auch im Gerichtssaal gut zu erkennen, ein wandelndes »Who is Who« des Nazi-Establishments bis herab in die niederen Chargen; Ränge, Titel und Kurzbiographien selbstverständlich inbegriffen. Sein breiter und jederzeit abrufbarer Überblick über Dokumente, Daten und Operationen sucht seinesgleichen. Er ist ein Musterschüler, der die etablierten Historiker damit beeindruckt will, dass er jedes winzige Faktum auswendiger weiß als sie. Doch wenn es zu Bewertungen und Interpretationen kommt, betritt er seinen eigenen braunen Kosmos, er, der »Hitler-Partisan mit Scheuklappen«¹¹.

In seinen spannend geschriebenen Büchern nimmt er das ist seine Spezialität - vor allem die Perspektive der Nazis ein. In »Hitler's War«, seinem so gerühmten wie verfeimten Hauptwerk, » spricht sogar immer wieder Hitlers innere Stimme zum Leser«, wie Hajo Funke, einer der Gutachter der Verteidigung, sarkastisch bemerkt. Unter den zahlreichen Büchern Irvings ist »Hitler's War« (erstmalig erschienen 1977) exemplarisch für die beiden entgegengesetzten, nur scheinbar unvereinbaren Seiten seines Autors. Es ist einerseits die Krönung seines Versuchs, den Zweiten Weltkrieg aus deutscher Sicht zu beschreiben, und gleichzeitig der Anfang vom Ende seiner Existenz als ernst genommener historischer Autor. »Hitler's War« ist ein Wendepunkt seiner Biographie. John Keegan, der erst kürzlich für seine Verdienste um die Militärgeschichte von der Queen zum Ritter geschlagen worden ist, vertrat auch vor Gericht die Meinung, dass es nur zwei herausragende Werke zur Kriegführung im Zweiten Weltkrieg gäbe: Für die alliierte Seite Chester Wilmotts »Struggle for Europe« von 1952 und

für die deutsche »Hitler's War« - »wenn ich einem Anfänger zwei Werke zur Einführung empfehlen müsste, wären es immer noch diese beiden«, sagte der alte, kranke Keegan dem Richter.

»Hitler's War« war 1977 wie das erste Wetterleuchten, das den deutschen Historiker-Streit der achtziger Jahre ankündigte. Das Buch, das lebhaft rezensiert wurde und eine breite Leserschaft erreichte, statuierte zum ersten Mal vehement, dass es keinen expliziten, schriftlichen Befehl Hitlers für die » Endlösung« gab, genauso wenig wie den jemandes anderen. »Er hat damit eigentlich eine sehr nützliche Rolle gespielt«, sagt der historische Autor Robert Harris, »er hat sich auf eine Lücke in der historischen Dokumentation konzentriert, die wir seither zu erklären, zu füllen versuchen «**12**

Doch es war auch dieses Buch, mit dem Irving massiv die These zu vertreten begann, dass der Holocaust hinter Hitlers Rücken von Himmler und Goebbels angezettelt worden sei. Sein Held habe »bis Oktober 1943« nichts davon gewusst - oder noch extremer, einer seiner Aussagen zufolge, die ihm im Gerichtssaal Nr. 73 vorgehalten wurde: »Wahrscheinlich war Hitler der größte Freund, den die Juden im Dritten Reich hatten.« In der zweiten Ausgabe von »Hitler's War« aus dem Jahr 1991 waren stillschweigend alle Hinweise auf den Holocaust getilgt worden. Aus dem »Vernichtungslager Auschwitz« war das »Zwangsarbeitslager Auschwitz« geworden, aus dem Hitler-verliebten und -verteidigenden Autor in der Zwischenzeit ein radikaler Holocaust-Leugner. In Irvings eigenen Worten: »Sie werden den Holocaust in keiner einzigen Zeile erwähnt finden, nicht einmal in einer Fußnote. Warum auch? Etwas, das nicht stattgefunden hat, braucht man auch mit keiner Fußnote zu würdigen.«**13**

»Was waren die Gründe für diese erstaunliche Kehrtwendung?« fragte Richard Rampton, der Verteidiger von Deborah Lipstadts Verlag Penguin in seiner Eröffnungsrede am ersten Prozesstag: »Der Hauptgrund lässt sich mit einem Wort sagen: Leuchter.«

Beruf: Rechtsextremist

1988 war David Irving selbst als Zeuge in einem Holocaust-Verfahren aufgetreten. Angeklagt der absichtlichen Verbreitung von falschen Informationen, die geeignet seien, Antisemitismus und Rassenintoleranz zu schüren, war der Deutschkanadier Ernst Zündel. Die Klage gegen Zündel, ursprünglich angestrengt von einer Holocaust-Überlebenden, der sich in der Folge der Staat Kanada anschloss, hatte zwei Gerichtsprozesse und zahlreiche Berufungen zur Folge. Ernst Zündel ist ein typischer Holocaust-Leugner nach der Art der aggressiven Krakeeler, kein Wolf im Nadelstreifen-Pelz wie Irving: Zündel zu beobachten, ihn sprechen zu hören, erzeugt dieselben Gefühle wie Naturkatastrophen und Seuchen - man muss sich hilflos und wütend damit abfinden. Dabei könnte Zündel eine Karikatur sein, wie er mit seinen Männern, Gestalten wie Baggerfahrer, Gewichtheber oder professionelle Armdrücker, Tag für Tag vor dem Gericht in Toronto aufmarschierte, mit kugelsicheren Westen und Bauarbeiter-Helmen, auf denen provokant »Freedom of Speech« stand. Wie in Errol Morris' ausgezeichnetem Dokumentarfilm »Mr. Death - The Rise and Fall of Fred Leuchter« zu sehen ist, schleppte er einmal sogar ein riesiges Holzkreuz vor das Gerichtsgebäude. Zündel könnte eine Lachnummer sein, wie er, sobald ihm Mikrofone entgegengestreckt werden, mit so schwerem Akzent hineinspricht, dass nicht einmal Hollywood-Filme ihn als »Deutschen« engagieren könnten, ohne sich den Vorwurf absurder Überzeichnung zuzuziehen. Der Höhepunkt der Grotteske würde sein, die Titel von Zündels beiden Büchern zu nennen: »The Hitler We Loved and Why« heißt das eine, »UFOs: Nazi Secret Weapons?« das andere. Doch Zündel ist kein Scherz, sondern wahrlich eher eine Naturkatastrophe. Furchterregend ist die Aggression, mit

der er seine Parolen von der »Hasspropaganda« in die Kameras schreit, mit der die Juden mit Hilfe der Holocaust-Lüge seit Jahrzehnten Deutschland ausbeuten würden.

Dazu nicken seine Mannen grimmig unter ihren Schutzhelmen. Zündel ist eine Art Otto-Versand für Rechtsradikale. Sein Verlagshaus Samisdat Publishers versorgt ganz Nordamerika mit der einschlägigen neonazistischen und rassistischen Propaganda. Und nicht nur das: »Westdeutschland war sein Hauptziel. Im Dezember 1980 informierten (kanadische) Regierungsbeauftragte den Bundestag darüber, dass in den vorhergegangenen zwei Jahren zweihundert Frachtladungen, bestehend aus extremistischen Neonazi-Büchern, Periodika, Symbolen, Filmen, Schallplatten und Kassetten von Samisdat Publishers ins Land geliefert worden waren.«¹⁴

Zündel ist so radikal und laut, dass es selbst Irving Überwindung kostete, sich mit ihm einzulassen. In seinem Expertenreport für Deborah Lipstadts Verteidigung vermutet Robert Jan van Pelt, dass es schließlich ökonomische Gründe waren, die Irving überzeugten: Zündels Distributionsnetz, seine straff organisierte Anhängerschaft und sein Talent, immer genügend Journalisten dorthin zu bringen, wo er sie braucht, könnten ausschlaggebend gewirkt haben auf einen, der wie Irving nicht nur irgendwo auftreten, Reden schwingen und akklamiert werden will, sondern auch seine teuer gestalteten Bücher verkaufen muss, um weitere produzieren zu können. Als Irving 1986 während einer seiner Lesetouren nach Toronto kam, bat er Zündel, der Veranstaltung fernzubleiben - daraufhin war sie kaum besucht. Da schrieb Zündel Irving einen Brief, in dem man vor lauter Zaunpfählen beinahe den Wink nicht mehr sieht: »Bezüglich Ihrer Befürchtungen, mit mir in Verbindung gebracht zu werden, waren Sie sehr offen zu mir, und wie Sie sich erinnern werden, habe ich jede Anstrengung unternommen, Sie nicht mit meiner Anwesenheit in Verlegenheit zu bringen. Leider hat meine Zurückhaltung zu dieser betrüblichen Abwesenheit jedweder Presse geführt nur wenige Menschen verstehen es, die Presse ordentlich zu handhaben. [. . .] Bemühen Sie sich bitte, dass Sie bei Ihrem nächsten Besuch jemanden Kompetenten haben Sie verdienen das Beste! Ich habe lang und hart darüber nachgedacht, wie ich Ihnen von Nutzen sein könnte. [. . .] Ich weiß zum Beispiel nicht, ob Sie eine Liste von Buchkäufern haben, damit meine ich eher Einzelpersonen als Verlage [...].«

Und so weiter. Zündel lockte und schmeichelte Irving auf jede erdenkliche Art, bewunderte wortreich dessen Auftreten (»wenn notwendig kämpferisch und rau, aber auch bescheiden und charmant«) und bezeichnete ihn als den »Traum jedes Veranstalters«. »Der deutsch-kanadische Mephisto hatte seinen englischen Faust gefunden«, schreibt van Pelt¹⁵. Zwei Jahre später war David Irving Zündels Zeuge - Zündel durfte hoffen, von seines Fausts Reputation und charmantem Auftreten zu profitieren.

Unter den Prozessen gegen Neonazis und Holocaust-Leugner sind die beiden Verfahren gegen Ernst Zündel bis heute abschreckende Höhepunkte. Historiker wie Raul Hilberg wurden von Zündels Verteidiger im Zeugenstand persönlich attackiert, Holocaust-Überlebende wurden auf erniedrigende und zynische Weise ins Verhör genommen. Als »Lügnerin« beschimpft wurde eine aufgeregte Zeugin, nachdem sie aufgefordert worden war, zum Beweis der Richtigkeit ihrer Angaben die vollen Namen von mindestens 20 ihrer ermordeten Verwandten aufzusagen. Und jeden Tag zogen Zündel und seine Männer vor dem Gericht die gleiche aggressive Show ab, inklusive Helmen und »Hasspropaganda«-Geschrei. In seinen Briefen an Irving nennt Zündel die Gerichtsverfahren protzig den »Ersten« bzw »Zweiten Großen Holocaust-Prozess«. Für den »Zweiten« wollte er nun Irving als seinen historischen Gutachter. Brieflich schlug er ihm vor, seinen Aufenthalt in Toronto gleich mit Vorträgen und Buch-Promotionveranstaltungen zu verbinden. »Zündel erwies sich als Meister der Überredung: "Sollten Sie Ihren Besuch auf andere Teile Kanadas ausweiten wollen, würde

ich das sehr empfehlen, schon um Vorteil aus unseren Gerichtssaalauftritten zu ziehen. Beim ersten Prozess hatten wir so gut wie jeden Tag landesweite Berichterstattung.”**16**

Während Zündel Irving langsam gar kochte, arbeitete er gleichzeitig an einer anderen Verteidigungsstrategie, die weitreichende Folgen haben sollte. Er engagierte Fred Leuchter, einen schrulligen Einzelgänger aus Boston, der sich aus persönlichem Interesse im Lauf der Jahre zu einem Fachmann für Hinrichtungsapparate weitergebildet hatte. Zuerst hatte Leuchter, der Sohn eines Gefängniswärters, den elektrischen Stuhl seines Heimatortes verbessert, dann wurde er, für ihn selbst überraschend, zu einer defekten Giftspritzenanlage gerufen, schließlich reparierte, wartete und entwickelte er elektrische Stühle, Galgen und andere staatliche Tötungsmaschinen in den ganzen Vereinigten Staaten - darunter auch die Gaskammer von Missouri. Leuchter, bis heute stolz auf die »humanitäre Seite« seiner Arbeit, weil sie - zweifellos - das Leiden der Delinquenten verringert, hatte in seinem Leben bisher nicht viel Anerkennung erfahren. Den Problemen, die andere mit seinem seltsamen Beruf haben, steht er völlig verständnislos gegenüber: »Die Leute fragen mich immer, ob ich nachts gut schlafe, und ich antworte ihnen, danke, ich schlafe hervorragend. Ich mache Hinrichtungen menschlicher, pietätvoller. Wie Sie vielleicht schon bemerkt haben, bin ich ein Befürworter der Todesstrafe. Aber ich bin sicher kein Befürworter staatlicher Folter.«**17** Leuchter, den Irving als »Simpel« bezeichnet, war leicht zu verführen, indem man ihm als dem »einzigsten Experten« schmeichelte. Er erklärte sich bereit, mit seiner frisch angetrauten Frau Carolyn nach Auschwitz und Majdanek zu fahren und »Proben« zu nehmen. Es war seine und Carolyns Hochzeitsreise, es war Februar und bitterkalt in Polen. Leuchter kroch in Birkenau mit einem Assistenten unter den Trümmern des Krematoriums II herum und kratzte illegalerweise »Gesteinsproben« von den Wänden, die er in den Vereinigten Staaten unter verschiedenen Vorwänden auf Zyanid untersuchen ließ. Es war die Geburtsstunde des »Leuchter-Reports.

Irvings Reaktion, als er von Zündel über den »Leuchter-Report« und dessen »Ergebnisse« informiert wurde, war für seinen Charakter typisch: »Warum ist mir das nicht selber eingefallen?«, rief er aus. Es hätte so perfekt zu dem Bild gepasst, das er selbst von sich hat: Feste Schuhe anziehen und raus in die freie Natur, neues Beweismaterial ausgraben. Der Ärger über sein eigenes Versäumnis tat seiner Begeisterung für Leuchters »Ergebnisse« jedoch keinen Abbruch - schon von dem Moment an, als er bloß Teile davon gelesen hatte, wechselte er endgültig zu den Radikalen vom Schlage Zündels über. In Großbritannien war es er selbst, der im Juni 1989 den »Leuchter-Report« in einer Hochglanz-Ausgabe publizierte, mit einem eigenen, rühmenden Vorwort. Bis dahin hatte er wohl die Ausmaße des Holocaust bezweifelt, die Opferzahlen unerschrocken hinunterlizitiert und den systematischen Massenmord auf Grundlage von absurd niedrigen Zahlen mit den Bombardements der Alliierten auf deutsche Städte ins Vernehen gesetzt: »Meine Damen und Herren, 50.000 Menschen wurden in Auschwitz zwischen 1942 und 1944 umgebracht. Das ist ein Verbrechen, wie ich gesagt habe. 50.000 unschuldige Menschen. In drei Jahren in Auschwitz starben also ungefähr so viele Menschen, wie wir Briten in Hamburg in einer Nacht umgebracht haben.«**18** Wohl hatte er bis 1988 Hitlers Verantwortung für den Holocaust abgestritten und sie Himmler, Goebbels und Heydrich angelastet. Doch geleugnet hatte er ihn nie. Fred Leuchter, der Simpel aus Boston, dessen vorrangige Expertenschaft darin besteht, einen elektrischen Stuhl so einzustellen, dass er den Delinquenten gleichmäßig tötet und nicht »schon den Kopf in Flammen [aufgehen lässt], während der Rest noch zuckt«**19**, soll also David Irving, den Schlaunen, Gebildeten, historisch Versierten von einem Tag auf den anderen, mit Irvings eigener Formulierung, »bekehrt« haben. Das ist nicht leicht zu glauben.

In jeder Wendung, die Irving scheinbar emotional macht, steckt immer ein gutes Stück Taktik, in jedem seiner wohl überlegten Schritte aber genauso ein gutes Stück seiner

Emotionen, die er nie ganz beherrschen kann. Es ist ebenso gut möglich, dass »der politische Stratege Irving das als Projekt betrieben hat und sich diese Konversion angekündigt hat« (Hajo Funke), wie das Gegenteil: Er sah den »Leuchter-Report« vor sich und plötzlich, vor seinem inneren Auge, noch viel mehr Omeletts auf den Gesichtern, wenn er jetzt nicht bloß Hitlers Verantwortung, sondern gleich die Gaskammern an sich bestreiten würde - unter Zuhilfenahme selbstverständlich seines ganzen Fachwissens, mit dem er bisher bloß Hitlers Schuld zu verringern suchte. *Advocatus Diaboli* : Es soll schon Anwälte gegeben haben, die ihre Klienten trotz deren Geständnis als unschuldig verteidigt haben, bloß um ihre eigene Kunstfertigkeit funkeln zu lassen.

David Irving lebt von der Provokation. Sie hält ihn psychisch wie ökonomisch am Leben. Seine Geschäfte laufen nur, wenn er ständig etwas Neues präsentiert, den Käufern und den Medien. Viele Jahre lang bestand dieses Neue, Erregende aus unbekanntem Nazi-Dokumenten, die er zu Büchern verarbeitete. Und als im Lauf der Jahre die unentdeckten Originaldokumente weniger wurden, wurden seine Meinungen radikaler - auch das schafft Interesse und hält das Werk am Laufen. Inzwischen hat er auch die Nützlichkeit juristischer Waffen für seinen Kampf um Aufmerksamkeit und Anerkennung entdeckt: Er hat es sich in den letzten Jahren zur Gewohnheit gemacht, »mit dem Gesetz Verleumdungen zu bekämpfen«, wie es auf seiner Homepage falsch heißt. Die Unwägbarkeit der britischen Verleumdungsgesetze ebenso in Rechnung ziehend wie die gigantischen Kosten eines Verfahrens, haben sich Zeitungen und Verlage, die weniger Gesicht zu verlieren haben als Deborah Lipstadt, mit Irving außergerichtlich geeinigt. Bedingung für eine solche Einigung ist normalerweise eine Spende für wohltätige Organisationen und ein privater Entschuldigungsbrief. Dasselbe hat er mit Lipstadt und Penguin versucht. Sein größter juristischer Erfolg gelang ihm mit der »Sunday Times«, zwar nicht wegen Verleumdung, sondern weil die Zeitung einen abgeschlossenen Vertrag mit ihm gebrochen hatte: Kolportierte 48.000 Pfund wurden angeblich an eine Stiftung zugunsten seiner jüngsten Tochter Jessica eingezahlt - gerade jemand wie er muss an die Zukunft seines Kindes denken.

Psychisch verhält sich die Sache ähnlich: Je aussichtsloser ein Kampf scheint, desto lieber nimmt er ihn an. Denn umso strahlender könnte er als Sieger dastehen. Auf der unersättlichen Suche nach Anerkennung und Selbstbestätigung zieht er seit Jahren die Schraube immer fester an, erhöht er die Drehzahl. Als aus dem vaterlosen Vorstadtkind endlich ein erfolgreicher Publizist geworden war, fühlte er sich bereits schmerzlich unbedankt für all die schatzgräberischen Dienste, die er der Historiografie erwiesen zu haben glaubte und seinen akademischen Verteidigern zufolge auch hat. Er hat den Widerspruch und die offene Feindschaft immer aktiv herausgefordert, aber er hat bereits ihre geringsten Vorboten als Bestätigung dafür genommen, dass die ganze Welt nichts anderes im Sinn hat, als gerade ihn mundtot und fertig zu machen. Längst ist er soweit, dass er seine eigene Bedeutung direkt mit der Stärke des Windes gleichsetzt, der ihm entgegenbläst. Man nennt das Paranoia.

»Was Irving vom Holocaust eigentlich glaubt, bleibt unklar«, schreibt Don Guttenplan. Vor Gericht war diese Frage wichtig, doch je länger man Irving kennt, desto nebensächlicher wird sie. Es geht nicht darum, was er glaubt, sondern vielmehr darum, was er nicht glaubt. Und auch das ändert sich ständig. Der Holocaust ist für ihn keine Glaubensfrage, sondern »die Zerstörung eines Mythos« ist sein Brotberuf. Manchmal, wenn man privat mit Irving spricht, scheint er anzudeuten, dass alles nur ein riesiger Lausbubenstreich ist, der ihm deshalb Spaß macht, weil die Leute davon so maßlos moralisch empört sind. »Ach, ich will die doch nur ärgern«, sagt er gut gelaunt an seinem Schreibtisch sitzend, während ihm sein Roosevelt-Bild über die Schulter sieht. Es ging um irgendein historisches Detail, das er noch wenige Stunden zuvor im Gerichtssaal mit fanatischem Ernst verteidigt hatte. Denn dort ist er eins mit seiner Rolle als bis ins Innerste überzeugter Gaskammern-Leugner. Zu Hause, im leutseligen

Gespräch mit Journalisten, die sich immerhin im Flur anstellen, um mit ihm zu sprechen, ist er auch eins - aber mit einer anderen, hier besser verkäuflichen Rolle. Im Grunde gibt es nur zwei Dinge, an die Irving in einem geradezu religiösen Ausmaß glaubt: an sich selbst und an die jüdische Weltverschwörung.

Seine Tagebücher, die er den gegnerischen Anwälten zur Verfügung stellen musste, lesen sich wie die Tagebücher von jemandem, der bereits die Druckfassung vor Augen hat. In seinen im Internet veröffentlichten »Action Reports« vermerkte Irving während der Prozesswochen so pedantisch wie stolz, zu welcher Zeit er endlich »auf das Sofa geknallt« war (meistens gegen drei Uhr früh), und wann ihn Tochter Jessica dort geweckt hatte, indem sie ihm auf den Bauch sprang (meistens kurz nach sieben). Robert Jan van Pelt hat nach seiner Entlassung aus dem Zeugenstand gesagt, er habe Irving, seinen Kreuzverhörer, so wenig wie möglich ansehen wollen, weil von ihm nur Leere ausginge, ein großes, ein buchstäblich schwarzes Loch. David Irving ist aus eigenem Willen und mit Stolz eine öffentliche Figur, die keine private Seite mehr hat.

Den englischen Zeitungen zufolge wollen seine drei verbliebenen Töchter aus seiner ersten Ehe (die älteste, Josephine, hat nach jahrelangen Depressionen und einem Unfall, bei dem sie beide Beine verloren hatte, drei Monate vor Prozessbeginn Selbstmord begangen) nichts oder nur wenig mit ihm zu tun haben -er selbst antwortet auf diesbezügliche Fragen ausweichend und damit, dass die Zeitungen immer übertreiben würden. Sein Zwillingbruder Nicholas, ein Beamter in London, hat seinen Nachnamen geändert. Der älteste Bruder, John, beinahe siebzig Jahre alt, verwies einen Journalisten, der seine Meinung zu seinem Bruder David erfahren wollte, kurz angebunden auf das Buch Genesis, Kapitel vier, neuntes Vers. Das ist in der Geschichte von Kain und Abel jener Moment, in dem Kain Gott fragt: "Soll ich meines Bruders Hüter sein?"

»Ihr müsst besser aufpassen«, sagt die kleine Jessica im Prinzessinnenkleid tadelnd und blättert zur nächsten Geschichte um. Nach langer Zeit im Flur kommt endlich ihre Mutter, die eigentlich aussieht wie eine ältere Prinzessinnenschwester, jung, blond, die volle Schönheit jedoch von Sorge, Erschöpfung und Krankheit matt geworden. Benté Hogh ist Mitte dreißig und gebürtige Dänin, und Irving kann sich immer und immer wieder darüber erregen, dass ein australisches Magazin ein Familienfoto mit der Bildunterschrift »eine richtig arische Familie« veröffentlicht hat. Von Zeitungen wurde sie nur selten zitiert, meist dahingehend, dass sie die Ansichten ihres Lebensgefährten nicht teile, jedoch bewundere, dass er nie klein beigegeben habe - sie habe ein Faible für außergewöhnliche Menschen, für solche, die »ein bisschen exzentrisch« seien. Wir haben sie danach nicht gefragt. Sie hat uns gefragt, für welche Zeitungen wir schrieben. Sie bat uns ins Wohnzimmer und setzte sich weit weg von uns. Dann läutete das Telefon, und sie sprach lang mit leiser Stimme. Von der Seite, wenn sie am Telefon flüstert, kann man sie für zwanzig halten. Sie bewegt sich in der großen Wohnung wie ein Schatten, aber kein langweiliger, sondern ein hintergründiger Schatten, einer, dem jedenfalls die Sonne zu stark ist. Der Fernseher war an, und Jessica breitete alle ihre Disney-Hefte auf dem Boden aus. Sie wollte, dass sich jeder die zwei Hefte aussuche, die ihm am besten gefielen. Im Fernsehen lief eine Sendung über eine Puppe, die täuschend einem Baby ähnelte, aber ein Roboter war, der lachen konnte, weinen und die Händchen bewegen. Ein stolzer Konstrukteur drehte an einer Fernbedienung, und das falsche Kind schnitt Grimassen: Es war für Filme und Werbespots entwickelt worden, wo dieses Ding billiger und unkomplizierter ist als ein echter Säugling.

Irving hätte gern gehabt, dass Bente ihn einmal zum Gericht, zumindest zu den Schlussplädoyers, begleitet hätte, doch sie ist nicht gekommen, kein einziges Mal. In seinem

im Internet veröffentlichten Tagebuch bedauerte er das, denn ihr Anblick »hätte die Reporter umgehauen«. Doch, schrieb er dort weiter, wo die ganze Welt es lesen konnte: »Sie ist eben ein sehr privater Mensch.«

Als die abgetragenen Turnschuhe eines Kameramannes neben Jessicas Heften standen und Scheinwerfer, Kabel, danach eine Kamera aus dem Büro getragen wurden, waren wir dran. Es war kein gutes Interview. Es wechselte von vielen Freundlichkeiten - »Sind Sie gut untergebracht?«, »Waren Sie schon einkaufen?« - zu Irvings Standard-Auschwitz-Vortrag, bei dem er sich nur ungern unterbrechen läßt. Bizarren war die Mischung aus Englisch und Deutsch, in der er Deutschsprachigen zu antworten beliebt: »It was a Verlegenheitslösung«, sagte er über die Erschießungen von jüdischen Männern, Frauen, Kindern hinter der Ostfront. Er weigerte sich, den Holocaust »systematisch« zu nennen, denn das »implies that everything went wie am Schnürchen, but it did not«.

Er beschrieb die Mentalitätsunterschiede, die seiner Meinung nach zum Tragen kämen, je tiefer man nach Osteuropa vordringt. Schon die Deutschen hätten die Juden ohne zu zögern umgebracht, doch den Litauern, Esten und Letten sei es noch viel leichter gefallen. Er erzählte von Walter Frenz, dem Mann, der die Farbfotos von Hitlers Stab angefertigt hat und den er »über einer Flasche Wein« dazu gebracht habe, ihm von der Ostfront zu erzählen. Himmler habe Frenz gefragt, ob er ihn zu einer Massenerschießung begleiten wolle, und Frenz habe, typisch deutsch, »Jawol, sehr gern, Herr Reichsführer« gesagt: »Wenn jemand zu mir sagt, Herr Irving, morgen gibt es eine Massenerschießung, wollen Sie dabei sein? I would say, Herr Himmler, morgen ist für mich ein schlechter Tag. Tomorrow I can't make five minutes«, sagt Irving amüsiert hinter seinem großen Schreibtisch in Mayfair. Doch Frenz, so Irving, war neugierig. Er wollte sehen, wie so eine Massenerschießung aussieht. »In dieser Hinsicht«, sagt Irving, »hat Goldhagen schon Recht mit dem, was er über die Deutschen sagt.«

Später rechnete er vor, wie viele Tonnen »Fleisch« durch soundso viele zehntausende »angeblich Vergaste« anfallen, dass es Wochen dauern würde, all die Leichen mit dem Aufzug aus der Gaskammer zu den Öfen zu schaffen, er sprach von den fehlenden Löchern im Dach von Krematorium II und verriet, dass einer seiner anonymen Helfer ein »weltberühmter Architekt in New York, einer der fünf besten« sei. Dieser Architekt habe für ihn die Blaupausen von Auschwitz begutachtet und sei zu Ergebnissen gekommen, die denen von Pelts widersprächen. »Jetzt haben Sie bald ein Problem«, schloss er zufrieden seine Auschwitz-Rede, die er so ähnlich schon hunderte Male gehalten hat, »jetzt werden Sie bald sagen: Der David Irving hat ja Recht! Doch dafür können Sie in Deutschland ins Gefängnis kommen. « - »Don't worry about us«, sagte mein Kollege.

Die Frage, ob er ein »glühender Hitler-Verehrer« sei, wie die Verteidigung in der Eröffnungsrede gesagt hatte, wollte er nicht beantworten und wurde ansatzlos aggressiv: »Ich habe doch Erfahrung mit Journalisten«, rief er, »ich weiß doch, was Sie wollen. Sie kommen hierher mit einer vorgefassten Meinung im Kopf, mit diesen vorgefassten Zeilen, die unbedingt in den Aufsatz hinein sollen, nur bringt man den Kerl nicht dazu, sie zu sagen!« Dabei, sagte er und war schon wieder ganz väterlicher Freund, »könnten Sie eine Menge lernen, wenn Sie mir nur zuhören würden.«

Niemals habe er ein Hitler-Bild in seinem Büro an der Wand hängen gehabt²⁰, wie Lipstadt in ihrem Buch geschrieben hatte. Hinter ihm hängt wirklich bloß Franklin Delano Roosevelt. Das kleine Selbstporträt Hitlers, das er besitzt, zeigt er dennoch gern. Er holt es aus seinem Schreibtisch hervor. Es ist so groß wie eine Postkarte, und die Zeichnung sieht aus wie Adolf Hitler, mit ein paar wenigen Strichen skizziert. Signiert ist es nicht.

Jessica kommt mit ihren Disney-Heften. Als Antwort auf den vermeintlich kindgerechten Satz, dass wir hier mit Daddy noch ein bisschen arbeiten müssten, sieht sie einem, beinahe

ironisch, direkt ins Gesicht und sagt: »Du willst mir damit sagen, dass ich den Mund halten soll.« Als wir endlich gehen, macht mir ihr Vater ein nahe liegendes Geschenk: »Goebbels - Mastermind of the Third Reich«. Goebbels starrt aus dem Buch heraus, vorwurfsvoll, fast drohend. Das Buch ist schwer. Erst an der Tür besinnt sich Irving: »Warten Sie, für Sie habe ich auch etwas«, sagt er zu meinem Kollegen. Er verschwindet im Schlafzimmer und kommt mit einem Poster zurück. Er entrollt es im halbdunklen Flur. Es ist nach einem Farbfoto von Walter Frenz angefertigt und zeigt Hitler stehend, im Ledermantel, im Kreise von Getreuen. Irving grinst. »Danke«, sagt der Kollege trocken.

Deborah Lipstadt

Deborah Lipstadt ist ganz unverwechselbar Deborah Lipstadt, die Frau mit dem entschlossenen Schritt, der dunklen Stimme und dem Hang zu Halstüchern in Orangetönen, doch in diesem Gerichtssaaldrama könnte auch jemand ganz anderer an ihrer Stelle sein. Es ist zu einem großen Teil Zufall, dass es gerade sie getroffen hat, dass sich ihre Rückenprobleme durch regelmäßige Langstreckenflüge verschlimmerten, dass sie für Monate, ja halbe Jahre in ein Appartement im regnerischen London ziehen musste, ihre Studenten, ihre Freunde im fernen Atlanta zurücklassend und vernachlässigend. Genauso hätte es Gitta Sereny sein können, die viel ältere österreichstämmige Journalistin, deren Interview-Buch mit dem Kommandanten von Treblinka, Franz Stangl, zu den Meilensteinen der Holocaust-Publizistik gehört. Gitta Sereny lebt in London, muss also zum Gericht nicht extra Fernreisen unternehmen, trotzdem ist es aus manchen Gründen besser, dass es Deborah Lipstadt zuerst erwischt hat. Was Lipstadt über Irvings Manipulationen schrieb (und er der Klage wert befand), deckt ein weiteres Feld ab als Serenys Zeitungsartikel. Mit Bezug auf das Lipstadt-Urteil werden Serenys Anwälte nun bei Gericht beantragen, dass auch ihr Fall damit entschieden sei. Lipstadts Anwaltsfirma »Mishcon de Reya« hatte jedoch sehr darauf gedrängt, als erste zum Zug und vor den Richter zu kommen: Sie hatten die besseren Experten.

Verklagt hat David Irving jedenfalls beide und noch andere mehr: den TV-Journalisten Nick Fraser und den Sender BBC, den Autor Jeremy Jones und dessen Verlag, er hat drei Buchhändler mit Klage bedroht, die ihm seinen »Goebbels« nicht abnehmen wollten, aber Lipstadts Buch vorrätig hatten, und er hält seine Drohung gegen den großen amerikanischen Verlag »Alfred Knopf« aufrecht, das Buch von John Lukacs "The Hitler of History« mit einer Verleumdungsklage zu bekämpfen, sobald es in Großbritannien erscheint - das Buch hat bis heute keine englische Ausgabe erlebt. Gegen die »Sunday Times« hat Irving gleich zweimal geklagt, nicht nur, wie gegen alle anderen, wegen Verleumdung, sondern auch wegen des gebrochenen Arbeitsvertrages. Er hätte für die Zeitung die Goebbels-Tagebüchereinziffern, übersetzen und herausgeben sollen, was in England von einem Sturm öffentlicher Entrüstung oder, wie Irving sagen würde, von den »traditionellen Feinden der freien Rede« schließlich verhindert wurde - aber das ist eine andere Geschichte.

Zu Deborah Lipstadt fällt einem als erstes Wort »robust« ein. Selbst als sie in ihrer dem Urteil folgenden Pressekonferenz einige Tränen vergoss, waren das die Tränen eines starken Menschen, von dem ein Druck genommen war, und nicht die einer weinerlichen Frau. Was sie vielleicht am allerbesten kann, ist sprechen, vor Zuhörern, Kameras und Journalisten. Seit sie 1994 ihr Buch »Denying the Holocaust - The Growing Assault on Truth and Memory« veröffentlicht hatte, wurde sie regelmäßig zu Vorträgen und Fernsehinterviews eingeladen: weniger, weil es so viel Neues über die Entwicklungen auf dem Gebiet der Holocaust-Leugner und Neonazis gegeben hätte, als vielmehr, weil Miss Lipstadt zu allen rechten Bedrohungen markante Meinungen hat, die sie pointiert und allgemein verständlich zu formulieren weiß. Sie nennt sich selbst eine »ständige Kämpferin«: »Ich bin ein großartiger Gast für eine Dinnerparty, wenn Sie eine lebendige Dinnerparty wollen. Wenn Sie Ruhe und Frieden wollen, laden Sie mich nicht ein.«²¹

Deborah Lipstadt, geboren 1947 in Manhattan, ist die Tochter eines Hamburgers aus angesehener Rabbinerfamilie, der während der Wirtschaftskrise in den zwanziger Jahren nach Amerika auswanderte, und einer Kanadierin, deren Eltern aus Polen eingewandert waren. Sie wuchs in einem »traditionellen jüdischen Haus« auf; sie und ihre beiden Geschwister wurden

auf jüdische Privatschulen geschickt. Beide Eltern hatten ihre Studien aus wirtschaftlichen Gründen nicht vollenden können und waren besonders an der bestmöglichen Ausbildung der drei Kinder interessiert: »Bücher füllten unser Haus, und wir wurden äußerst dazu ermutigt, unseren geistigen Horizont zu erweitern.«²²

Am College belegte sie Kurse in Politikwissenschaften und Geschichte und ging für ein Jahr nach Jerusalem an die Hebräische Universität, wo sie den Sechs-Tage-Krieg miterlebte. Die Aufregung und existenzielle Bedrohung rund um diesen Waffengang brachten in einem Ausmaß, das für sie überraschend war, die Holocaust-Überlebenden zum Sprechen: Sie hörte mehr und detailliertere Geschichten vom Leiden der Juden während des Nationalsozialismus als jemals zuvor. Sie beschloss, noch ein weiteres Jahr zu bleiben, und arbeitete als Freiwillige in einem Waisenhaus. Sie belegte nun Holocaust-Kurse und solche über das Dritte Reich. Zurück in den Vereinigten Staaten, wechselte sie von amerikanischer Geschichte und Gesellschaft endgültig zur Judaistik und begann, intensiv die Geschichte des Holocaust zu studieren.

Heute ist sie Professorin für Moderne Jüdische und Holocaust-Studien an der Emory Universität von Atlanta und hat vor »Denying the Holocaust« das Buch "Beyond Belief" veröffentlicht, das sich mit der amerikanischen Presse während des Holocaust befasst. Sie wurde von Präsident Clinton in das »Holocaust Memorial Council« berufen, welches das Holocaust Memorial Museum in Washington leitet. Mit der institutionellen Religion ist sie nicht hundertprozentig glücklich, weil Frauen zweitklassig behandelt werden; in jeder Synagoge, sagte sie einmal scherzend, fühle sie sich gleichermaßen unwohl. Doch ist sie eine jüdische Aktivistin von amerikanischem Schlag - man kann sie, mit den ritterlichen Worten Hajo Funkes, auch »sehr authentisch« nennen.

An politischen Auseinandersetzungen hat sie seit ihrer Studentenzzeit aktiv und bewusst teilgenommen, und es ist schwer vorstellbar, dass sie je einer harten Debatte aus dem Weg gegangen wäre. Sie ist eine streitbare Frau, eine Frau wie ein kräftiger Handschlag oder auch wie eine gestreckte Gerade. Sie denkt bei Fragen nicht lange nach, sondern feuert ihre Antworten kompakt formuliert zurück. Auf ihre Weise ist sie genauso ein »Traum für jeden Veranstalter« wie Irving. Sie scheint immer zu wissen und gewusst zu haben, auf welcher Seite sie steht und was sie vertreten muss: Das moralische Feld, von dem aus sie operiert, hat sie vor langer Zeit bestellt. An ihr und ihrer Art, die Welt zu beurteilen, kann man sich unbesorgt festhalten. Doch wird man dabei nicht den Zwischentönen nahe kommen und nicht dem süßen Gift des Zweifels.

Ihr Buch, der Gegenstand von Irvings Klage, ist ein historischer Abriss der Auschwitz-Leugner und ihrer Methoden. Sosehr es sie gedrängt haben muss, dieses Buch zu schreiben, so sehr musste sie es doch vor sich selbst und vor ihrer Umgebung rechtfertigen: »Ich stelle mich dieser Aufgabe mit einem gewissen Zögern«, bemerkt sie gleich zu Beginn, »denn die Leser könnten sich fragen, wie marginal diese Leugner denn eigentlich sind, wenn Historiker sie nicht einfach links liegen lassen.«²³ Deshalb verwendet sie zuerst viele ihrer starken Worte darauf, wie »außerirdisch« und »abscheulich«²⁴ das Leugnen des Holocaust sei, »eine Apotheose des Irrationalismus«, »eine Drohung gegen alle, die an die ultimative Kraft der Vernunft glauben.«²⁵ Es sei vergleichbar dem Glauben, dass die Erde flach sei oder dass Elvis Presley glücklich und zufrieden in Moskau lebe. Doch: »Obwohl wir ihre Folgerungen nicht ernst nehmen, müssen wir ihre Methoden zu einem Studienobjekt machen - so widersprüchlich das auch klingen mag.«²⁶

Zu jener Zeit, Anfang der neunziger Jahre, als Deborah Lipstadt an ihrem Buch zu arbeiten begann, betrieben die organisierten Holocaust-Leugner Amerikas gerade eine Propaganda-Offensive an den Universitäten. Ein gewisser Bradley Smith versuchte in den Studentenzeitungen ganz Amerikas ein ganzseitiges bezahltes Inserat unterzubringen. Der Titel der Anzeige lautete: »Die Holocaust-Story: Wieviel ist falsch? Ein Fall für eine offene Debatte«. Die Debatte ließ nicht auf sich warten. Viele Campuszeitungen wiesen die Anzeige ab, viele veröffentlichten sie, manche sogar statt als Anzeige im Kommentarteil und so gut wie immer unter dem Hinweis auf die Meinungsfreiheit, eine der heiligsten Kühe Amerikas. Ob abgewiesen oder nicht, die Kampagne Smiths war überall Anlass zu heftigsten Auseinandersetzungen und erschütterte die Universitäten. In der Folge gab es an vielen Studienorten Diskussions- und Lehrveranstaltungen, längst geplante geschichtliche und holocaust-bezogene Lehrgänge wurden endlich in die Tat umgesetzt, auch von den Lehrenden in anderen Studienrichtungen wurden in ihren Kursen Bezüge zum Thema hergestellt. »Das brachte viele Beobachter zu der Meinung, die Kontroverse hätte ein positives Ergebnis gehabt: die Studenten wären sich zunehmend nicht nur des Holocaust bewusst geworden, sondern auch des zeitgenössischen Versuchs, die Geschichte zu untergraben und Antisemitismus zu verbreiten«, schreibt Deborah Lipstadt. Sie selbst will sich dem nicht anschließen, denn eine genaue Analyse aller Reaktionen auf die Anzeigen-Kampagne habe bei den Studenten und ihren Lehrern eine ernüchternde »Empfänglichkeit für die schlimmste Form des historischen Revisionismus« aufgedeckt sowie »das Versagen, alle Implikationen des Leugnens des Holocaust zu begreifen, und das selbst bei jenen, die es kompromisslos verdammen.«²⁷ Die Unvorbereitetheit, mit der die Anzeigen-Kampagne die Universitäten traf, wäre nun Grund genug gewesen, ein aufklärendes Buch über die Holocaust-Leugner, ihre Herkunft, ihre Motive und ihre Strategien zu schreiben. Doch Deborah Lipstadt geht noch einen ihrer entschlossenen Schritte weiter: Das ganze Buch ist ein flammender moralischer Appell, den Rechtsradikalen keine Handbreit öffentlichen Raum zu überlassen, denn »freie Rede garantiert ihnen nicht, als >andere< Seite einer legitimen Debatte behandelt zu werden.«²⁸ Sie gibt ihren amerikanischen Studenten, die über das Dogma Meinungsfreiheit offenbar keinen Zentimeter hinauszuschauen imstande sind, dabei einige gute Argumente in die Hand. Lipstadt weist darauf hin, dass ein himmelweiter Unterschied bestehe zwischen Historikern, auch wenn sie alle ihre - der Objektivität abträglichen - Vorlieben und Abneigungen haben, und »den Befürwortern dieser pseudovernünftigen Ideologien.«²⁹ Auch ihre Beobachtung, dass die selbst ernannten »Revisionisten« das Recht auf Meinungsfreiheit nicht als Schild benutzen würden, sondern als Schwert, ist überaus treffend: Leute wie Irving und Zündel halten es ja bereits für eine Attacke auf dieses Grundrecht, wenn Verlage ihre Bücher nicht drucken, Medien ihre Meinungen nicht wiedergeben und Hotels ihre Tagungen nicht beherbergen wollen - zwar dürfen sie sich in ihren Ländern, anders als in Deutschland, an jeder öffentlichen Ecke aufstellen und von der »Auschwitzlüge« sowie von der »jüdischen Weltverschwörung« künden, sie dürfen, wie Irving, ihre eigenen Bücher, wie Zündel ihre eigenen Publikationen drucken, und sie dürfen in jedem Hotel tagen, das sie tagen lässt. Doch wollen sie mehr: sich ihren gleichberechtigten Platz in der Öffentlichkeit sichern, und darauf dehnen sie, ganz unzulässig, das Recht auf freie Meinungsäußerung aus.

Lipstadt schreibt, sie sei eine absolute Verfechterin der freien Rede (das Gegenteil ist in den Vereinigten Staaten etwa so populär wie Politiker, die gegen die Todesstrafe sind). Sie halte nichts davon, Holocaust-Leugner gerichtlich zu verfolgen, da sie das bloß zu Märtyrern mache - das impliziert aber beinahe, dass Lipstadt nicht aus Prinzip dagegen ist. Sie schreibt, »unsere Antwort [auf Holocaust-Leugner] muss energisch sein, aber weder polemisch noch emotional«. Zwei Sätze weiter heißt es: »Wir müssen diese Leute als das entlarven, was sie sind.«³⁰ Wie in diesem letzten Beispiel ist es oft die Zugabe, der Nachschlag auf eine

vernünftige Aussage, der das Unbehagen mit diesem Buch erzeugt. Lipstadts ganzem Text unterliegt als roter Faden eine gefährlich selbstsichere Moral, die mit der Handkante in Gut und Böse, in diskutabel und indiskutabel teilt. Ihr Buch ist nicht bloß eine Geschichte und ein »Who is Who« der Holocaust-Bezweifler, sondern vor allem ein Handbuch für den moralisch sauberen Umgang mit ihnen. Die aktuellen Anlässe und die manchmal skandalös naiven Begründungen von Verantwortlichen, das Smithsche Inserat zu drucken, mögen das erklären. Doch ist es ein pharisäerhafter Ansatz: Niemand soll sich Leugnern nähern, sich mit ihnen im Geringsten einlassen, sie im Gegenteil aus jeder Debatte energisch entfernen, weil er ja bereits alles Wissenswerte über ihre infamen Strategien - aus Deborah Lipstadts Buch - erfahren hat.

Sie schrieb dieses Buch aus berechtigter Sorge, als die Thesen der **denier** Anfang der neunziger Jahre in den Vereinigten Staaten erstmals stärkere Verbreitung zu finden schienen. Die Leugner kamen aus dem Winkel der armselig vervielfältigten Flugblätter heraus, respektable Irvings präsentierten ihre proper aussehenden Bücher. Das Thema war plötzlich en vogue, die Frage, was am Holocaust eigentlich stimmt oder nicht stimmt, wurde blauäugig zum Thema von Diskussionssendungen in Radio und Fernsehen gemacht. Das alles war genug Anlass zur Besorgnis und gesteigerter Aufmerksamkeit, doch Deborah Lipstadt schrieb nicht nur ein Buch, das diese Debatte analysieren und gängige Mythen entkräften, sondern eines, das sie gleichzeitig *beenden* wollte.

Am Anfang des Buches hält sie dem Dogma-Vorwurf der selbst ernannten Revisionisten noch entgegen, dass es »wenig über den Holocaust gibt, das **nicht** debattiert und diskutiert wird«³¹. Solange es bloß um die Holocaust-Leugner geht, ist Lipstadts kompromisslose Haltung ja völlig gerechtfertigt. Doch nachdem der - vermutlich »historisch legendär ungebildete«, amerikanische - Leser über zweihundert Seiten lang eingehämmert bekommen hat, dass die »Meinung« von Holocaust-Leugnern keine gleichwertige Meinung sei, weil sie falsch ist und sowohl die Wahrheit wie die Überlebenden verletzt, nachdem er gelernt hat, dass man mit Holocaust-Leugnern nicht diskutiere, weil der Holocaust als Tatsache nicht zur Diskussion steht, erweitert die Autorin plötzlich den Kreis der Verdächtigen um ein Vielfaches. Plötzlich ist sie beim deutschen Historikerstreit angelangt. »Obwohl diese Historiker keine Leugner sind«, schreibt Lipstadt im letzten, »Wacht am Rhein« überschriebenen Kapitel über die so genannten Konservativen im Historikerstreit, »halfen sie doch, eine Grauzone zu erzeugen, in der ihre höchst fragwürdigen Interpretationen der Geschichte sich mit der Pseudogeschichte der Leugner verstrickten; und wirklich teilen jene mit diesen manche Zielvorstellungen.« Fast zweihundert Seiten zurück, halbvergessen, liegt inzwischen. Lipstadts eigenes Argument vom »dramatischen Unterschied« zwischen seriösen Historikern und den »pseudovernünftigen« Rechtsradikalen³². Plötzlich ist alles eins.

Es ginge ihnen allen gemeinsam darum, schreibt sie im Ton des erhobenen Zeigefingers weiter, »die Annalen der jüngsten deutschen Geschichte umzuschreiben« und »die Last der Schuld zu verringern«, die, »wie sie behaupten, den Deutschen aufgezwungen worden sei«. Beide Gruppen würden ~ argumentieren, dass »der Holocaust ungerechtfertigterweise als einmaliges Verbrechen herausgestellt« wird. Sie nähmen »unmoralische Gleichsetzungen«³³ vor. Was wird nun der amerikanische Leser, was Lipstadts historisch ungebildeter Student denken, nachdem er ihr bis hierher gefolgt ist? Dass Andreas Hillgruber gleich David Irving ist? Und Nolte gleich Zündel? Blicken wir nach London, Februar 2000, auf die andere Gleichsetzung: »Haider = Hitler«.

Der Irving-Prozess wurde von einer irritierenden Meta-Diskussion begleitet. Die, die immer noch glaubten, Irvings Recht auf Meinungsfreiheit werde verletzt, machten sich nun generell

Sorgen um die Freiheit der Forschung. Der Historiker müsse in jede, auch die absurdeste Richtung denken und forschen dürfen, es dürften jedenfalls keine dogmatischen Versionen des Holocaust konstruiert werden. Der Historiker David Welch, Professor an der Universität von Kent in Canterbury, sagte, »eine ernste historische Debatte darf nicht beschränkt werden durch rigide politische Korrektheit. Forscher, die unsere Sichtweise herausfordern, stehen in einer ehrbaren Tradition der Wissenschaft.«³⁴ Der altehrwürdige Donald Cameron Watt, neben Keegan Irvings zweiter »sub poena«-Zeuge, murmelte übellaunig, dass jedem anderen Historiker der kalte Schweiß ausbräche, würde sein Werk so auf Punkt und Komma durchleuchtet wie dasjenige Irvings. Ob das, was David Irving betreibt, einer »ernsthaften historischen Debatte« angehört, ist nun zumindest durch einen Richterspruch entschieden. Doch all diesen Gutmeinern und um die Freiheit der Forschung Bekümmerten war etwas Wesentliches entgangen: Nicht Irvings freie Forschung wurde durch diese Klage in Frage gestellt, sondern Lipstadts. Er wollte ihr gerichtlich verbieten lassen, was sie in ihrem Buch geschrieben hatte. Das ist das eine.

Das andere, vielleicht weniger Offensichtliche, aber Wichtigere ist: Man sollte nicht anhand des Falles Irving diskutieren, wie weit die Freiheit der Forschung geht, sondern mit Deborah Lipstadt. Irving hat mit dieser Frage wenig zu tun. Als Forscher ist er doch zu außerirdisch«. Wer seine Bücher attackiert oder aus dem Verkehr gezogen haben will, ist trotzdem noch weit von rigider Korrektheit und dogmatischen Holocaust Versionen entfernt. Das hätte man auch dem alten Professor Watt antworten müssen, als der erregt schrieb: »Die Geschichtswissenschaft braucht David Irvings.«³⁵ Nein, Irvings braucht die Geschichtswissenschaft nicht, um, wie Watt meint, herausgefordert und stimuliert zu werden. Goldhagens genügen vollauf. Genauso genügen Lipstadts für die andere, die übergeordnete Debatte, wie weit ein Forscher denken darf nämlich weiter, als sie wünscht.

»Die Psychologie eines für Verleumdungsklagen anfälligen Autors wäre ein nützliches Objekt für eine Expertenstudie. Nicht weniger interessant wäre auch die Untersuchung der Psychologie derer, die wegen Verleumdung klagen. [. . .] Sind also die, die am leichtesten gekränkt sind, auch die am meisten Verwundbaren?«³⁶ Es ist, wie gesagt, fast ein Zufall, dass es Deborah Lipstadt traf - schließlich gehört nicht viel dazu, David Irving einen Holocaust-Leugner, Faktenmanipulierer und Antisemiten zu nennen, und seit einiger Zeit bedroht er alle mit Klage, die das tun. Doch wie es dem Schicksal manchmal gefällt, war Deborah Lipstadt genau der richtige Gegner für David Irving: keine schüchterne Professorin, die hilflos auf eine Klageschrift geblickt hätte, ohne zu wissen, was nun zu tun sei, keine überfeinerte Intellektuelle, deren hochkomplexes Denken auf jemanden wie Irving keine Antwort hätte. Nein, Lipstadt hat sofort verstanden, dass sie diese Klage annehmen muss und sich nicht einfach außergerichtlich vergleichen darf, wie es Zeitungen und Verlage gerne unbeobachtet tun. Als feststand, dass ihr Verlag Penguin ebenfalls zum Kampf bereit war - und auch den Großteil der Kosten trug -, halfen ihre Freunde ihr bei der guten amerikanischen Sitte des Fund-Raising (Steven Spielberg wurde einer der Hauptfinanziers, ein Grund für Irving, wieder triumphierend von der »jüdischen Weltverschwörung« zu fantasieren), und man kümmerte sich um die entsprechenden Berater, die schließlich das professionellste Verteidigungsteam zusammenstellten, das man für Geld bekommen kann. David Irving hatte sich verkalkuliert. Auch Lipstadt und Penguin machte er zwei Angebote, sich außergerichtlich zu vergleichen, so großzügig, dass es andere Libel-Erfahrene wohl mit Freuden angenommen hätten: 500 Pfund Spende für eine wohltätige Organisation sowie eine schriftliche Entschuldigung, und er würde die ganze Sache fallen lassen. Doch Lipstadt lehnte ab.

Obwohl Deborah Lipstadt für vermutlich quälende Monate nicht sprechen durfte - ihre Anwälte hatten ihr geraten, von ihrem Recht auf Aussageverweigerung Gebrauch zu machen und ausnahmslos allen Journalisten aus dem Weg zu gehen -, demonstrierte sie im Gerichtssaal auf jede andere mögliche Art ihre Entschlossenheit und ihr Kämpfertum: wie sie ging, wie sie Hände schüttelte, wie sie den Kopf voll feuerrotem Haar immer ganz oben behielt und stolz so gut wie keine Miene machte zu dem, was Irving an großem Theater veranstaltete. Vom ersten Tag an erschien sie mit ihrem winzig kleinen Laptop, und bald wurde bekannt, dass sie über ihre persönlichen Erlebnisse während des Prozesses ein Buch schrieb.

Deborah Lipstadt ist David Irving in einem mindestens ebenbürtig: was das Mundwerk betrifft Auch ihr ist keine Keule zu schwer, um sie auf des Gegners Schädel niedersausen zu lassen. Irvings Rhetorik ist wohlbekannt: von einer »Schlammschlacht« und »globalen Vendetta« sprach er, die Lipstadt » und ihre israelischen Zahlmeister« gegen ihn entfesselt hätten. Als gegen Ende der Verhandlung die Verteidigung überraschend noch weitere Unterlagen einreichte, schrieb er boshaft auf seiner Web-Site: »It Ain't Over - Fat Lady Wants Another Sing.« Sie dagegen, nachdem langen erzwungenen Schweigen und entflammt vom moralischen Sieg, sprach entweder vom »Drachen«, den sie »einhändig« erschlagen, oder vom »zeitgenössischen Amalek«, dem biblischen Feind der Juden, der monatelang bloß zehn Fuß entfernt von ihr gestanden habe. Doch am charakteristischsten für die beiden Kombattanten und für die Stimmung, die hier herrschte, ist wohl der folgende Satz: »Das«, sagte Deborah Lipstadt nach dem Urteil und klopfte sich hörbar die Handflächen ab, »war eine Übung in Pest-Kontrolle.«

Irving zieht vor Gericht

"Zweifellos sitzt Joseph Goebbels lachend in der Hölle", stellte sich Thomas Dunne in einer Presseerklärung vor, »schließlich liebte er nichts so sehr, wie Bücher zu verbrennen, Verleger zu bedrohen, Ideen zu unterdrücken und den Wert von Gedanken nicht nach ihrem Inhalt, sondern nach der Rasse und der politischen Ausrichtung des Autors zu beurteilen. Das ist wirklich eine traurige Ironie.« Diesen Vergleich gebrauchte Dunne, als sein Arbeitgeber, der amerikanische Verlag »St Martin's Press«, im Frühling 1996 ins Zentrum von Protesten geraten war, weil sie planten, David Irvings Goebbels-Biographie zu veröffentlichen. Andere Dinge, die Dunne in diesem Zusammenhang sagte, klangen weniger forsch: Nein, er habe keine Ahnung gehabt, dass der Autor Irving einer der weltweit bekanntesten Holocaust-Leugner sei, nein, er habe auch nicht gewusst, dass das Buch in früheren Besprechungen »abstoßend« und »auf verleumderische Weise irreführend« genannt worden war. Bereits mehrere Verleger hatten das Manuskript zu diesem Zeitpunkt abgelehnt, »mindestens die Hälfte, ohne es überhaupt zu lesen«, berichtete Irvings amerikanischer Agent, »sie sagten, an einem Buch von dem sind wir nicht interessiert«.37

»St Martin's Press« hatte sich bei der Wahl seiner Autoren bereits zuvor als dickhäutig erwiesen, und nicht zu seinem Schaden: Nachdem der ursprüngliche Verleger »Warner Bros.« einem »Yuppie-Guru« den Vertrag gekündigt hatte, weil gegen ihn Vorwürfe von »sexuellem Fehlverhalten« und »Kultaktivitäten« laut geworden waren, hatte »St Martin's« eilig die Rechte erworben »Surfing the Himalayas« wurde ein Bestseller. Die Argumente, die in solchen Fällen ausgetauscht werden, laufen immer auf die von Dunne angeschnittene Frage hinaus: Ist ein Buch ein eigenständiges, selbstverantwortliches Ding, oder spielt die Person des Autors weiterhin eine Rolle? »Wir veröffentlichen das Buch, nicht den Mann«, verteidigte sich »St Martin's Press« bereits, als sie wegen des Guru-Buchs kritisiert wurden. Irvings Agent steuerte bloß eine Variante derselben Auffassung bei, als er äußerte, dass sich die Frage der Reputation eines Autor spätestens erledigt habe, als O. J. Simpsons Buch erschienen sei. Für den Fall, der Jahre später in London verhandelt werden sollte, ist es bedeutungsvoll, dass auch Deborah Lipstadt in dieser Diskussion in Stellung ging. Sie galt ja bereits als Expertin für Irving und seinesgleichen - ihr Buch »Denying the Holocaust« war seit drei Jahren in den Vereinigten Staaten erhältlich. Sie griff zu einem ihrer ausdrucksstarken Vergleiche, nämlich mit jenem Massenmörder, der seine jugendlichen Opfer zum Teil verspeist hatte: »Sie [i.e. die Verlage] sagen immer, sie publizieren Bücher und keine Reputationen, aber würden sie auch ein Buch von Jeffrey Dahmer über die Beziehungen zwischen Männern und Jungs publizieren?«, fragte sie, »natürlich zählt die Reputation eines Autors. Und kein seriöser Historiker nimmt David Irvings Arbeit ernst.«38

Nun war das eine allzu weit hergeholt und das andere nicht ganz richtig. Klüger und bedächtiger schrieb die amerikanische Intellektuelle Tina Rosenberg: »Das Problem ist nicht Irvings Charakter, sondern die Frage, ob er ein betrügerisches Buch geschrieben hat oder nicht. [. . .] David Irving hat nicht einfach. Unrecht, sondern er scheint absichtlich zu verzerren - schlimmer noch, er schleicht sich ein: Der unaufmerksame Leser wird, ohne es nur zu bemerken, eine Version der Geschichte aufnehmen, die Hitler entlastet und den Holocaust minimiert.« Trotz Lektor Dunnes erstem beherztem Entgegenhalten ließ der Vorsitzende von »St Martin's Press« Irvings Buchvertrag schließlich doch platzen. »Am ernüchterndsten« fand Tina Rosenberg allerdings, was »St Martin's« stattdessen tat: Der Verlag reproduzierte einfach Irvings britische Version und brachte es so auf den Markt - »das Verlagshaus hat keine Anstalten gemacht, von Irving eine Korrektur seiner Verzerrungen zu verlangen, oder ein

kritisches Vorwort angefügt, das den Autor und sein Buch in ihren Bezugsrahmen gesetzt hätte«³⁹.

Auf sein Goebbels-Buch ist Irving in besonderem Maße stolz. Erstens konnte er beim Schreiben auf Teile der erst kurz davor wiedergefundenen Tagebücher zurückgreifen, zweitens fasziniert ihn das wahre Böse, für dessen Personifikation er Goebbels hält, drittens hoffte er, sich durch die vielen starken Worte des Abscheus, die er für Goebbels fand, ein wenig vom Geruch des hoffnungslosen Nazi-Apologeten zu befreien. Das Gegenteil war der Fall. Die Vehemenz, mit der in den USA das Erscheinen des Buches bekämpft wurde, war selbst ihm neu, doch letztlich bloß ein weiterer Beweis für die »globale Vendetta«, die gegen ihn im Gang ist, wie er meint. Der unerschrockene Bürger Irving griff also zum Gesetzbuch. 1996, das Jahr, in dem er seinen größten juristischen Erfolg feierte, als sich die »Sunday Times« wegen der Goebbels-Tagebücher um 48.000 Pfund mit ihm verglich, wurde auch das Jahr neuer libel-Klagen: Erst jetzt entschloss er sich, gegen Deborah Lipstadts Buch vorzugehen, das bereits zwei Jahre davor in Großbritannien erschienen war. Was Lipstadt über ihn geschrieben hatte, musste ihm zwar seit damals bekannt sein, sonst wäre er wohl mit seiner Tausend-Dollar-Prämie im Winter 1994 nicht ausgerechnet bei ihrer Diskussionsveranstaltung aufgetaucht. Sein »Statement of Claim« deponierte er jedenfalls erst am 5. September 1996 beim Royal High Court, nur Wochen nach der » St Martin's Press«-Kontroverse.⁴⁰

Für die Sereny-Klage hatte er bloß zehn Tage gebraucht. Am 21. April war Serenys Artikel » Spin Time For Hitler« im »Observer« erschienen, am 1. Mai lag dem Gericht schriftlich vor, dass Irving dadurch schweren Schaden an seiner Reputation erlitten habe und seine Gefühle verletzt worden seien. Auch Gitta Sereny hatte das Goebbels-Buch attackiert: »Was Irving so gefährlich macht, ist eben genau die clevere Mischung von Wahrheit und Unwahrheit«, hatte sie geschrieben,» Irving versucht wieder, die Geschichte zu manipulieren, wenn er unterstellt, dass Goebbels der Erfinder, die treibende Kraft der >Endlösung< war. Er versucht das mit ausgewählten Zitaten aus Goebbels' Tagebuch zu beweisen, während er sorgfältig jene Passagen vermeidet, aus denen hervorgeht, dass Goebbels - von Hitler selbst - über die >Endlösung< erst viele Monate, nachdem sie begonnen hatte, informiert worden war.« Außerdem war Sereny ausführlich auf die Glasplatten mit den Goebbels-Tagebüchern eingegangen.

Auch sie erhob, wie Lipstadt und andere zuvor, den Vorwurf, dass Irving bei seinem Besuch in Moskau einige dieser Platten widerrechtlich »ausgeborgt« habe. Sie merkte an, dass in Wahrheit, Elke Fröhlich vom Münchner Institut für Zeitgeschichte die Platten in dem russischen Archiv entdeckt hatte und nicht Irving, wie er es gern erscheinen ließ. Außerdem verhöhnte sie Irvings Behauptungen, dass er der »erste« gewesen sei, der »exklusiven Zugang zu 80.000 Tagebuchseiten« gehabt hatte, als er die Goebbels-Biographie schrieb: „Erstens gibt es keine 80.000 Seiten (Dr. Fröhlich schätzt, dass es ungefähr 50.000 sind). Auf dem Dutzend Platten, das er ausborgte, waren ungefähr 700 Seiten Tagebuch, und das war die einzige >exklusive< Quelle, über die er verfügt - ein paar Tage lang, bis man ihn entdeckte.“

Der typische Verleumdungskläger hat empfindlichere Stellen als andere Leute. Es mag sein, dass Irving, mit seiner besonderen psychischen Verfasstheit, von beiden Frauen hart getroffen wurde. Auf der einen Seite geriert er sich, wo er kann, als der »bessere« Engländer, einer, der in einer schamlosen Welt noch die Werte seiner Vätergeneration achtet - und als solcher musste er sich von Lipstadt mit einem Kinderschänder und Kannibalen vergleichen lassen, ganz abgesehen davon, dass sie ihm seinen Zugang zum wichtigen amerikanischen Markt

nachhaltig zu stören schien. Auf der anderen Seite bestreitet ihm Sereny das, was er sich selbst aufgebaut hat, woran er sich klammert wie sonst nur noch an die »jüdische Weltverschwörung«, und als dessen größter Multiplikator er selbst seit jeher wirkt: seine Reputation als »Trüffelschwein«, das alle verschwundenen Nazi-Dokumente findet. Mit tiefem Stolz zitierte er in seiner Eröffnungsrede vor Gericht diesen Spitznamen auf Deutsch.

Was allerdings Irving 1992 in Moskau trieb, hatte wenig mit dem Verhalten des »seriösen Historikers« zu tun, als der er sich so gerne sieht, vielmehr mit einem sensationslüsternen Trophäenjäger, der um jeden Preis der erste sein will dass er, wie er beleidigt herausstreicht, seine Fundstücke noch jedes Mal der Allgemeinheit, das heißt einigen Archiven, zur Verfügung gestellt und sie nicht, wie andere, für sich allein ausgeschlachtet hat, ändert nichts an der zwielichtigen Aktion. Als er nach Moskau fuhr, winkte ihm ein geheimer Exklusiv-Vertrag mit der »Sunday Times«, die bereit war, 75.000 Pfund für die Beschaffung, Transkribierung und Übersetzung von ein paar hundert Seiten des Tagebuches zu zahlen.

Goebbels' Tagebücher waren seit Kriegsende verschwunden gewesen. Die Originale wurden irgendwo an einer Straße zwischen Hamburg und Berlin vergraben, doch zuvor wurden die zehntausenden Seiten verkleinert auf Glasplatten abfotografiert. »Durch glückliche Umstände«, sagte Irving selbstgefällig vor Gericht, war er bereits 1969 in den Besitz einer »Schatzkarte« gekommen, und so machte er sich zu einem seiner wohl skurrilsten Abenteuer auf: Mit Erlaubnis der DDR-Behörden und in Begleitung eines Experten-Teams aus Oxford suchte er einen deutschen Wald nach vergrabenen Glasgefäßen voller Tagebücher ab: »Diesen speziellen Trüffel fanden wir jedoch nie.«

Er war daher wie elektrisiert, als er von den nach 47 Jahren gefundenen Mikrofiches erfuhr. Er reiste nach Moskau, »erquasselte sich den Zutritt zum Archiv«, wie Sereny schrieb⁴¹, und arbeitete drei Tage lang mit den Glasplatten. Glücklicherweise hatte er bei »Selfridges« zuvor noch ein Zwölfach-Vergrößerungsglas erworben. Lipstadt und Sereny unterstellten nun, dass er ohne ausdrückliche Erlaubnis Glasplatten aus dem Archiv entfernt und dadurch in Gefahr gebracht hatte. Zwei davon nahm er nach Großbritannien mit und ließ dort ihr Alter testen - die »Sunday Times« war höchst interessiert daran, dass, nach dem Skandal um die angeblichen Hitler-Tagebücher⁴², jeder Zweifel ausgeschlossen wurde. Doch Goebbels' Tagebücher waren echt.

Ein »Statement of Claim« in einem Verleumdungsfall liest sich relativ langweilig. Irving listet seitenlang die Stellen auf, die in Lipstadts Buch ihn betreffen: »Als brennender Bewunderer des Nazi-Führers platzierte David Irving ein Selbst-Porträt Hitlers über seinem Schreibtisch, beschrieb seinen Besuch in Hitlers Berghof als spirituelle Erfahrung und behauptete, dass Hitler wiederholt Juden geholfen habe.« Oder: »Irving, der während des Zündel-Prozesses angab, von Leuchters Arbeit davon überzeugt worden zu sein, dass die Gaskammern ein Mythos seien, beschrieb sich selbst als »One-man Intifada« gegen die offizielle Geschichtsschreibung des Holocaust.« Oder, einer der zentralen Sätze: »David Irving ist einer der gefährlichsten Sprecher der Holocaust-Leugner.« Dass darunter jedoch auch ganze Absätze sind, deren »verleumderische« Passagen ausnahmslos mit Fußnoten als Zitierungen anderer gekennzeichnet sind, muss Irving dabei nicht stören. Milde ausgedrückt, ist das englische Recht sehr klägerfreundlich, was **libel-cases** betrifft. Eine gute englische Reputation ist kostbar. Es gibt Fälle, in denen die Schmezensgelder, die für verletztes Ansehen zugesprochen wurden, solche für lebenslange körperliche Behinderungen um ein Vielfaches überstiegen. Die jüngere englische Geschichte ist voll von spektakulären Verleumdungsfällen, den traurigsten und berühmtesten unter ihnen, **Aldington vs. Tolstoy**,

verbindet mit diesem Prozess sogar eine Reihe interessanter Details. Es ist nicht übertrieben zu sagen, dass eine Londoner Anwaltsfirma bloß ein paar gute **libel** Juristen braucht, um ein gedeihliches Auskommen zu finden; andererseits sind der **libel-act** und alle seine Implikationen derart kompliziert, dass gerade diese Spezialisten nicht so leicht zu finden sind. **Libel** ist in England eine Art juristische Industrie, obwohl nur zehn Prozent aller angestregten Fälle letztlich vor den ehrwürdigen, perückenbewehrten Richtern landen. Doch wegen der potenziell hohen Schadensersatzleistungen, die schon mehr als einen Angeklagten bankrott gemacht haben, gibt es auf **libel** spezialisierte Anwaltsfirmen ebenso wie Versicherungen, die Verlage und Zeitungen gegen die enormen Kosten versichern.

So leicht es das Recht dem Kläger macht, vor Gericht zu ziehen, so sehr muss man fürchten, wegen **libel** verklagt zu werden - wenig kann so teuflisch sein wie eine englische Verleumdungsklage am Hals. Selbst Winston Churchill, auf der Höhe seines Ruhmes, wurde von seinen Rechtsberatern geraten, um Himmels willen keine Verleumdungsklage zu riskieren. Im vierten Band seiner Geschichte des Zweiten Weltkriegs hatte er einen übellaunigen pensionierten Army-Offizier beleidigt, der zurückgezogen in Irland lebte und die IRA unterstützte. »Trotz der Ungleichheit ihrer Reputationen«, schreibt der Journalist Ian Mitchell, der für sein exzellentes Buch über den Aldington-Tolstoy-Fall zwangsläufig zum Laien-Experten für **libel** wurde, gab man ihm folgenden juristischen Rat: »Eine Verleumdungsklage ist immer unsicher - Churchill gab nach und korrigierte die Stelle in den folgenden Ausgaben.«**43**

Das Vertrackte an der englischen Rechtsprechung ist bei Verleumdung die Beweislast-Umkehr. Die Engländer finden das fair und einleuchtend: Wenn Mister A über Mister B öffentlich sagt oder schreibt, er sei ein Dieb und Halsabschneider, müsse er das bei Bedarf auch beweisen können. Der Beklagte muss sich »freibeweisen«, wie die Juristen sagen. Er muss das Gericht, das, um alles noch unwägbarer zu machen, aus der typischen zwölfköpfigen Jury besteht, davon überzeugen, dass alles zutrifft, was er über den Kläger geäußert hat. Der Kläger braucht niemanden zu überzeugen, er muss bloß zu verhindern versuchen, dass es dem Beklagten gelingt. In sachlich komplexen Fällen kann es sich für den Kläger empfehlen, in seinen Kreuzverhören alles so kompliziert aussehen zu lassen, dass es die Jury nicht mehr begreift - die Entwirrungen und Simplifizierungen kann er dann getrost dem gegnerischen Anwalt überlassen, für den mehr auf dem Spiel steht.

Das hat etwa der Anwalt von Lord Aldington gelegentlich und mit Erfolg getan. Aus mancherlei Gründen wurde **Aldington vs. Tolstoy** mit dem Irving-Prozess verglichen. Pessimisten erinnerten an diesen Fall, wenn sie ein möglichst starkes Argument dafür vorbringen wollten, wie unberechenbar und ungerecht das britische Recht in Verleumdungsfällen sein kann. Andere bezogen sich schlicht auf die Ähnlichkeit der verhandelten Inhalte: Auch in **Aldington vs. Tolstoy** ging es, historisch hochkompliziert, um Greueltaten der Zeitgeschichte. Dort wie da wiederholten Beteiligte wie Kommentatoren immer wieder beschwörend, dass es nicht um die Neubewertung historischer Fakten, sondern bloß um die Reputation eines Einzelnen gehe. Dort wie da war das eine vom anderen so leicht nicht zu trennen.

Lord Aldington, Jahrgang 1914, war im Mai 1945 mit dem Fünften Corps der achten britischen Armee in Kärnten stationiert gewesen. Die Briten hatten es, bloß wenige Tage nach Kriegsende, in diesem Raum mit einer Unzahl von verschiedensten Flüchtlingen zu tun: Unter anderem hatten sich ihnen jugoslawische und russische Kampfverbände ergeben, die gegen Tito und Stalin, also gegen die Kommunisten ihrer Heimatländer, gekämpft hatten eine

bürgerkriegsartige Unterkategorie des Zweiten Weltkriegs, die man gern vergisst. Selbstredend wollten Tito und Stalin, in dieser speziellen historischen Sekunde noch Alliierte der Briten und Amerikaner, diese Leute, ihre Feinde, ausgeliefert haben - die Briten befanden sich in einer heiklen Situation. Auf Basis der Dokumente steht heute aber fest, dass von den Briten Ende Mai 1945 ein Kriegsverbrechen verübt wurde, indem sie 70.000 Menschen, darunter viele Frauen und Kinder, den Kommunisten übergaben eine große Anzahl dieser Menschen hätte auf Grundlage der internationalen Verträge keinesfalls ausgeliefert werden dürfen. Aus bis heute ungeklärten Gründen missachtete Corps 5 direkt die Befehle der eigenen Vorgesetzten - weder wurden diese Menschen einem Screening unterzogen, das festgestellt hätte, wer übergeben hätte werden müssen und wer nicht, noch wurden Gruppen ins Hinterland der von den Briten besetzten Gebiete evakuiert, wie es angeordnet war. Corps 5 agierte stattdessen eigenmächtig und in verdächtiger Eile. Die Menschen wurden *en bloc* ausgeliefert; damit sie die Lastwagen überhaupt bestiegen, sagte man ihnen, sie würden nach Italien gebracht. Der überwiegende Teil dieser 70.000 wurde auf der anderen Seite sofort massakriert. Der russischstämmige Autor Nikolai Tolstoy hat in den achtziger Jahren darüber Bücher und Artikel geschrieben. Er beschuldigte darin Lord Aldington, der mehrere der kritischen Tagesbefehle ausgegeben hatte, der Mitwirkung und der Mitwisserschaft. 1989 klagte Lord Aldington wegen Verleumdung und bekam nach 41 Verhandlungstagen, 39 Zeugen und einer Million vor Gericht gesprochener Worte Recht. Die Laien Jury sprach ihm die bis heute unerreichte Rekordsumme von 1,5 Millionen Pfund für seine in Mitleidenschaft gezogene Reputation zu. Für die Beweislage entscheidende Dokumente tauchten erst wieder auf, als es für ein Aufrollen des Falles rechtlich zu spät war. In seinem Buch weist Ian Mitchell nach, dass diese, eigentlich im Besitz des Verteidigungsministeriums befindlichen Dokumente nicht zufällig verschwunden gewesen waren, vielmehr hat da eine Lord-Hand die andere gewaschen.

Auch die Auswirkungen des **libel-law**, wenn es einmal voll zur Anwendung kommt, lassen sich an diesem Fall exemplarisch studieren. Nachdem Ian Mitchell beinahe zehn Jahre später sein aufwendig recherchiertes Buch geschrieben hatte, von dem viele der Meinung sind, dass es »das definitive Werk über diese **cause celebre**«⁴⁴ bleiben wird, war es ihm unmöglich, einen Verlag zu finden. Auch die Erstveröffentlichung im Eigenverlag, großzügig bezahlt vom Earl of Portsmouth, nützte erst wenig, weil Journalisten nicht darüber schreiben und die Buchhändler das Buch nicht in ihr Sortiment aufnehmen wollten - keiner hatte die 1,5 Millionen, keiner den Bankrott Graf Tolstoys vergessen, und Lord Aldington war zwar hochbetagt, doch immer noch am Leben und möglicherweise bereift zum nächsten Gerichtsgang. Was aber nun **Aldington vs. Tolstoy**, diesen Skandalfall nicht nur der britischen Zeit-, sondern auch der Rechtsgeschichte, mit **Irving vs. Lipstadt** am erstaunlichsten verband, war ganz zufällig und vielleicht doch bedeutsam: Dieselben beiden Anwälte, die in dem einen Fall die Klagen vor einem voreingenommenen und nicht besonders schlaun Richter gekreuzt hatten, waren hier nun - Richter und Verteidiger.

Deborah Lipstadt wurde von Anthony Julius und der Firma Mishcon de Reya vertreten. Anthony Julius hat sich als Literaturwissenschaftler, der er nebenbei ist, mit einem Buch über den Antisemitismus T. S. Eliots einen Namen gemacht, nun schreibt er über moderne Kunst. Als Anwalt war er berühmt geworden, nachdem ihn Prinzessin Diana mit ihrer Scheidung beauftragt hatte: »Sie brauchte einen Outsider, einen, den das britische Establishment als >unclubbable< betrachten würde, als jemanden, gegen den man nicht ankonnte. Als jüdischer Partner einer prominenten Londoner Kanzlei erreichte Julius für Diana eine Regelung, die grob 25 Millionen Dollar wert war. Als Dankesgeste sandte ihm Diana eine silberne Löschiweige von Asprey's.«⁴⁵

»Penguin Books« wurde von der Firma Davenport Lyons vertreten. Heather Rogers, eine freundliche Frau ohne erkennbares Alter und ohne erkennbare Haarfarbe, fungierte als der »Junior Counsel« des Verlages und war, so wenig man das oberflächlich vermutet hätte, das strategische Gehirn der Verteidigung. Sie filterte aus der Fülle von historischen Gutachten, Dokumenten und nicht zuletzt den Tausenden Seiten aus Irvings Korrespondenz und Tagebüchern die wichtigsten Aspekte und Argumente heraus, sie stellte die Verteidigungslinie zusammen. Später, im Gerichtssaal, war sie es, die mit blinder Sicherheit jedes Dokument und jeden gewünschten Verweis wiederfand. Sie hatte das »Statement of Case« geschrieben, die systematische Aufstellung der Streitpunkte und jener Fakten, die die Verteidigung als Beweise für die Richtigkeit dessen ansieht, was Lipstadt über Irving geschrieben hat. Vor dem Richter als »Leading Counsel« agierte für beide Beklagten Richard Rampton QC, ein begnadeter und gefürchteter Kreuzverhörer. Das »QC« steht für »Queen's Counsel«, für die Elite der englischen Anwälte. Doch es war dieser Richard Rampton, der einst Nikolai Tolstoy verteidigt und mit ihm so bitter verloren hatte.

Das »Statement of Case« war von Heather Rogers in sieben Kapitel unterteilt worden:

- 1) der Holocaust - das Leugnen des Holocaust - Irving als Holocaust-Leugner;
- 2) Auschwitz-Birkenau: Irvings Leugnen, dass Gaskammern zum Töten von Menschen verwendet wurden;
- 3) der Leuchter-Report als Grundlage von Irvings Behauptungen, dass es in Auschwitz keine Gaskammern gegeben hätte - die Verteidigung stützte sich darauf, dass es dem Report dermaßen an Glaubwürdigkeit mangelt, dass sich keine ehrliche oder verantwortungsbewusste Person darauf verlassen hätte, umso weniger ein »Historiker mit Reputation«;
- 4) Geschichtsschreibung, der zentrale Punkt: Die Verteidigung wollte beweisen, dass Irving erstens maßgebliche Quellen der Geschichtsforschung zum Dritten Reich ignoriert und zweitens, dass er falsch zitiert, Statistiken fälscht, Dokumente manipuliert und verzerrt, insgesamt also historische Evidenz so lange krümmt, bis sie seinen »ideologischen Neigungen« entspricht;
- 5) die Bombardierung von Dresden: Zu beweisen war, dass Irving absichtlich falsche Statistiken benützte und Zeugenaussagen falsch wiedergab, dass er aus richtigen Zeugenaussagen falsche Schlüsse zog und historisches Beweismaterial verwendete, von dem er hätte wissen müssen, dass es gefälscht war;
- 6) Rechtsextremismus: dass Irving mit Rechtsextremisten verkehrte und auf einschlägigen Veranstaltungen auftrat;
- 7) die Goebbels-Tagebücher in Moskau und Irvings Umgang damit.

Irving vertrat sich selbst. Ein **litigant in person**, also eine prozessführende Partei ohne Rechtsvertretung, stellt immer ein gewisses Risiko dar: Der Richter muss darauf achten, dass er nicht aufgrund seiner Unkenntnis der rechtlichen Möglichkeiten Nachteile erleidet und dass er die Spielregeln einhält. Unter allen Umständen muss etwa verhindert werden, dass so ein **litigant in person** etwas sagt oder tut, was die Jury befangen machen könnte - dann muss das Verfahren abgebrochen und wiederholt werden. Doch im Fall **Irving vs. Lipstadt** gab es,

unüblich für **libel**, keine Jury. Die beiden Parteien hatten sich darauf geeinigt, dass die zu verhandelnde Materie zu komplex sei, als dass sie einer Jury zugemutet werden könne. Der Fall würde von einem einzigen Richter, von Mr. Justice Charles Gray, entschieden werden müssen. Gray war zu diesem Zeitpunkt erst seit 18 Monaten Richter. Davor war er Anwalt, einer der bekanntesten libel-Spezialisten des Landes: Er hatte für den TV-Star Bill Roache 50.000 Pfund und für den Schauspieler Jason Donovan 200000 Pfund gewonnen, weil ersterer »langweilig« und der zweite »schwul« genannt worden war. Seinen vielleicht pikantesten Fall hatte er jedoch verloren: Er vertrat die südafrikanische Journalistin Jani Allen, die vor Gericht zog, weil ihr ein Verhältnis mit dem rechten Politiker Eugene Terre'Blanche nachgesagt worden war. In diesem Prozess hatte Gray Schlagzeilen gemacht, als er der Jury ein künstliches Schlüsselloch präsentiert hatte, um zu beweisen, dass ein Zeuge durch selbiges unmöglich Terre'Blanches »dicken weißen Hintern« gesehen haben konnte. Doch es war dieser Charles Gray gewesen, der Lord Aldington vor Gericht vertreten und mit ihm seinen wohl berühmtesten Fall gewonnen hatte. Nach mehr als dreijähriger Vorbereitung und sechs Vorverhandlungen präsierte er nun über **Irving vs. Lipstadt**, als der Prozess am 11. Januar 2000 um 12 Uhr mittags eröffnet wurde.

Das Urteil

Wie wenig der Tag der Urteilsverkündung mit dem ganzen langen Prozess zu tun hatte, wie sehr er sich von den vorher gegangenen acht Wochen abhob und unterschied, zeigte sich am 11. April an beinahe jedem Detail. Das Urteil, der natürliche Höhepunkt des ganzen Spektakels, wurde im gänzlich fremden Saal 36 gesprochen. Er sollte dem erwarteten Presse- und Besucherandrang besser entsprechen, war aber noch immer viel zu klein. Dieser neue und letzte Saal hatte keine beklemmend niedrige Decke wie die beiden alten, sondern sogar Eingänge in verschiedenen Stockwerken. So wurden die Besucher von den Beteiligten und der Presse getrennt. Jedes einzelne Einrichtungsstück schien vor Jahrhunderten von Hand geschnitzt worden zu sein. Wer immer eine Kulisse für ein viktorianisches Gerichtssaal-Drama braucht, fände sie hier, ohne dass Umbauten notwendig würden. Vertraut an diesem Saal war einzig die katastrophale Akustik.

Mit Ausnahme von Christopher Browning waren alle Gutachter der Verteidigung noch einmal in den Royal Courts of Justice erschienen. Draußen regnete es in Strömen. Prominent in einer mittleren Reihe saß der israelische Botschafter mit unbewegtem Gesicht, flankiert von zwei sichtlich schwer bewaffneten Sicherheitsleuten, was nicht zu den Gepflogenheiten in einem englischen Gerichtssaal gehört. Das kleine, beinahe familiär zusammengewachsene Häufchen der ständigen Journalisten war an diesem letzten Tag zu einer großen, stoßenden und drängelnden Masse angeschwollen. Auch die bislang Unpünktlichsten kamen eine Stunde zu früh.

Der Kläger David Irving, der immer zu den Pünktlichsten gehört hatte, kam dagegen spät. Er erschien außerdem nur in Hemd und Weste, das Jackett trug er gefaltet über dem Arm. Das, was seit Wochen zu erwarten gewesen war, war erst am letzten Tag geschehen: Irving war auf dem Weg ins Gericht mit Eiern beworfen worden.

Selbst der übliche Saal-Clerk, der Damen-Drache, war außer Dienst gestellt, stattdessen erschien zweimal ein Spitznasiger mit hoher Stimme und verlieh der Aufforderung Nachdruck, dass alle Handys auszuschalten seien - natürlich läuteten später trotzdem, als der Richter zu sprechen begonnen hatte, zwei Telefone. Der Kampf um die Presseplätze war beinahe gewalttätig. Als die meisten endlich saßen, herrschte mit einem Schlag wieder Chaos im Saal. Die Ursache war nicht gleich zu ergründen. Doch Journalisten benahmen sich wie Rowdys, kletterten über Bänke, stießen mit den Ellbogen und drängten nach vorne. Sie rissen den schönen Mädchen der Rechtsanwaltskanzleien Papiere aus den Händen: das Urteil. Die schönen Mädchen schienen unter dem Ansturm zu verschwinden. So plötzlich die Kopien zur Verteilung gelangt waren, so schnell waren sie auch alle. Der Kommentator des »Guardian« fluchte. Er hatte keines bekommen. »Das«, sagte ein anderer, »nennt man Antiklimax.« Denn die Journalisten begannen zu lächeln, ein paar stürzten bereits wieder hinaus, noch bevor es richtig angefangen hatte. Alle hatten sie zuerst die letzte Seite, den letzten Satz aufgeschlagen. Dort stand: » Daher hat sich die Verteidigung erfolgreich gerechtfertigt.«

Es war vorbei, und Irving hatte verloren. Richter Gray erschien zum letzten Mal und verlas mit leiser, monotoner Stimme sein Urteil. Unerwartet scharf, dabei aber klar und wohlbegründet stellte der bisher so schweigsame Richter fest, dass David Irving ein Rassist, ein Antisemit, ein Holocaust-Leugner und absichtlicher Fälscher historischer Fakten ist. Ohne Zögern gewährte er David Irving dort Ehre, wo sie ihm gebührt. Er hob hervor, dass er Irvings Fähigkeiten als »Militärhistoriker« sowie seine Kenntnis des Zweiten Weltkriegs für außerordentlich halte, und er erkannte an, dass ohne Irvings gewissenhafte Recherchen

bestimmte historische Quellen unentdeckt geblieben wären. Doch, fügte er an, halte er das im vorliegenden Fall für belanglos.

Der einzige Punkt, in dem Gray den Verteidigern von Lipstadt nicht Recht gab, betraf die angeblich aus dem russischen Archiv entführten Glasplatten mit Goebbels' Tagebüchern. Das war zu erwarten gewesen. Lipstadt hat sich hier offensichtlich auf Hörensagen verlassen und zu leichtfertig Gerüchte wiedergegeben, die wohl schon deshalb zu stimmen schienen, weil sie Irving eines Vergehens bezichtigten. Richter Gray hält es auf Grund der Beweislage, zu der auch die entlastende Aussage des »Sunday Times« Journalisten Peter Millar gehörte, für nicht erwiesen, dass Irving einem mündlichen Abkommen mit den Russen zuwidergehandelt hatte, als er eine Glasplatte über Nacht mitnahm. Das kann bedeuten, dass der Fall Irving gegen den »Observer« und Gitta Sereny doch noch vor dem Richter landen wird.

Doch der Rest der verlesenen 64 Seiten war von vernichtenden Sätzen geprägt: »Ich bin davon überzeugt, dass in den meisten der von den Beklagten angeführten Beispielen Irving das, was das Material objektiv betrachtet belegt, signifikant verzerrt und falsch interpretiert hat.« Die Aussagen und Dokumente, die Irving, der Selfmade-Historiker, bei Hitlers Adjutanten und sonstigen Mitarbeitern rekrutiert hat, behandle er »unangemessen unkritisch, besonders dann, wenn sie der zeitgenössischen Dokumentation« widersprechen. In bestimmten Teilen sei »Irvings Behandlung der historischen Fakten so pervers und ungeheuerlich, dass die Annahme schwer fällt, dass es aus Versehen geschah. [. . .] Es scheint mir unwahrscheinlich, dass diese Art von Fehlern unschuldig sein kann.« Die Natur dieser Fehler und Fehlteile bewerte er daher als einen weiteren Hinweis auf die Absichtlichkeit der Verfälschung.

Doch das Verblüffendste an Grays Urteil ist, dass es ausschließlich auf der Basis von Für und Wider, von Fakten und Indizien zu seinen Schlussfolgerungen kommt. Hier sprach ein Richter Recht, und er hat sich von den starken Emotionen, die der Gegenstand des Verfahrens bei allen Beteiligten und Beobachtern ausgelöst hat, nicht beeinflussen lassen. Noch einmal wiederholte Gray seine Auffassung, dass nicht die Geschichte Gegenstand des Verfahrens gewesen war, sondern die Art, wie Irving mit ihr umgeht. Er gab zu, dass die Unterscheidung fein sei. Trotzdem überschritt sein eigener Urteilsspruch immer wieder diese Grenze.

Dabei war sie, solange es um die Fehlinterpretationen und Falsifikationen Irvings, um den Hitler entlastenden Drall in dessen Büchern ging, noch leichter zu ziehen. Wenn es für das Ereignis X diese und jene Quellen gibt und Irving sie in dieser und jener Weise zusammenfasst, andere überhaupt weglässt und solche verwendet, die außer ihm keiner für aussagekräftig hält, kann man das Ergebnis »irreführend« und »verzerrend« nennen. Zu diesem Urteil kam Gray in all den vielen, für die Verteidigung von Richard Evans zusammengetragenen Punkten; so entschied er für Irvings Darstellung der »Reichskristallnacht«, für das Treffen Hitler-Hórthy, für den Transport Berliner Juden nach Riga und für unzählige andere historische Details; denen Irving in seinen Büchern den ganz bestimmten Drall gegeben hat. Charles Gray fand klare pädagogische Sätze dafür, was ein Historiker zu tun hat; bloß einem wie Irving muss man sie erst in Erinnerung rufen, und auch das ist vergebene Müh. Diese Sätze antworteten oft direkt auf Irvings papierene Verteidigungen: »Ich akzeptiere, dass Historiker in dem Ausmaß, in dem sie zitieren können, eingeschränkt sind. Aber es ist ihre Verpflichtung, dem Leser keinen verzerrten Eindruck durch selektive Zitierung zu geben.« Oder: »Ein objektiver Historiker ist verpflichtet, in seiner Herangehensweise an historische Quellen ausgewogen zu sein. Er kann nicht einfach, ohne guten Grund, bestimmte Dinge herausgreifen und andere weglassen.« Oder: »Obwohl

ich akzeptiere, dass ein Historiker spekulieren dürfen muss, muss er es für den Leser klar erkennbar machen, wo er spekuliert und sich nicht auf etablierte Fakten bezieht.« Dennoch war es insgesamt eine absurde Rolle, in der Gray sich befand: Er musste entscheiden, was ein »objektiver Historiker« angesichts von Dokumenten, die ihm, Gray, erst im Lauf dieses Verfahrens bekannt geworden waren, zu schlussfolgern hat. Aber das ist die Aufgabe des Richters.

Beim zweiten großen Komplex Auschwitz war die feine Grenze dann klar überschritten. Daran konnte auch Deborah Lipstadt nichts ändern, obwohl sie, vom monatelangen Maulkorb endlich befreit, bei der anschließenden Pressekonferenz empörte Klage führte, dass es »pervers« gewesen sei, vom »Holocaust vor Gericht« zu sprechen. Jedoch: David Irving hat über Auschwitz nie geschrieben. Er hat auch über den Holocaust nie geschrieben, er hat ihn höchstens da und dort, meist sehr versteckt, erwähnt, bevor er ihn 1989 aus allen seinen Büchern strich. Im Grunde hat er den Begriff immer lieber für das Bombardement von Dresden verwendet. Deshalb konnte es aber vor Gericht nicht um seine entstellende Darstellung gehen, sondern es ging um die Beweislage an sich. Robert Jan van Pelt musste dem Richter im Auftrag der Verteidigung vorführen, dass die Beweise für die massenhafte Vergasung von Menschen so überwältigend sind, dass es von Irving fahrlässig, unseriös, eben unhaltbar ist, sie zu bestreiten.

Gray schien Irving zuerst in einem Punkt Recht zu geben: Wenn man die Dokumentenlage isoliert betrachte, sagte er, gebe es wenig echte Beweise für die Existenz von Gaskammern, die nicht der Entlausung von Kleidung, sondern tatsächlich der Vernichtung von Menschen gedient hatten. Außerdem sei es gerechtfertigt, Widersprüche und Unrichtigkeiten in den Aussagen von Überlebenden und Lagerpersonal aufzuzeigen. Doch ist es, nun auch diesem Urteil zufolge, völlig unhaltbar, bloß Dokumente gelten zu lassen. Über jüdische Überlebende sagt Irving mit Vorliebe, sie wären »alle ein Fall für psychiatrische Behandlung«. Und Dokumente, die ihm nicht ins Konzept passen, wie die Kohle-Kalkulation des Ingenieurs der Bauleitung von Auschwitz, ficht Irving genauso an wie alle Zeugenaussagen.

Richter Gray folgte van Pelts Gutachten, das von der »Konvergenz der Beweise« spricht: Erhaltene Blaupausen, Korrespondenzen, nachträgliche Umbauten der Gaskammern, Zeugenaussagen, Geständnisse und Nachkriegszeichnungen der Überlebenden geben zusammen ein hinreichend klares Bild davon, wie die Gaskammern von Auschwitz und Birkenau funktioniert haben. Er folgte auch van Pelts Kalkulation, die den Ausbau der Verbrennungskapazitäten mit der Typhusepidemie in Beziehung setzt und zu dem Schluss kommt, dass die Nazis eben nicht, wie Irving argumentiert, all diese vielen Öfen bloß für Seuchentote gebaut haben. Da steckte ein viel größerer Plan dahinter. Was die unseligen Löcher auf dem Dach von Krematorium II betrifft, wies der Richter bloß darauf hin, dass Irving dieses Argument erst relativ spät, nämlich 1998, zu verwenden begann, er die Existenz von Gaskammern jedoch schon viel früher, auf anderer Grundlage, geleugnet hat. Von all den anderen Anfechtungen Irvings, wie etwa die relativ geringe Zahl der in den Totenbüchern vermerkten Toten⁵⁶, oder der Tatsache, dass in den von den Briten abgefangenen Funksprüchen aus Auschwitz Vergasungen nie erwähnt wurden⁵⁷, zeigte sich Gray »wenig beeindruckt«. Am Ende vieler Seiten, die sich einzig mit Auschwitz befassten, verlas Richter Gray unter dem Titel »Schlussfolgerung«: »Nachdem ich all die verschiedenen Argumente Irvings bedacht habe, mit denen er die konvergierende Evidenz der Verteidigung angegriffen hat, ist es meine Schlussfolgerung, dass kein objektiver, gerechter Historiker irgendeinen gerechtfertigten Zweifel daran haben kann, dass es Gaskammern in Auschwitz gab und dass sie vornehmlich dazu dienten, hunderttausende Juden umzubringen.«

Triumph und Irrtum

Vielen Befürchtungen zum Trotz hat Charles Gray nach 32 Verhandlungstagen ein kaum anfechtbares Urteil gefällt. Die Anwaltsfirmen begannen nach einem fanatischen Archivar zu suchen, der Interesse an siebenmal 92 Aktenordnern voller Holocaust-Dokumente haben könnte. Richard Rampton, der kettenrauchende, brillante Verteidiger der Beklagten, hat ein paar Shilling verloren, die er darauf gewettet hatte, dass Irving nicht in die Berufung geht. Irving, der bei der Urteilsverkündung im Gegensatz zu seiner normalen Konstitution sehr still und sehr rotgesichtig war und am Ende sogar durch einen zweiten Ausgang vor der Presse geflohen ist, hat gleich angekündigt, das Appellationsgericht⁵⁸ anzurufen. Noch am selben Abend verkündete er im Fernsehen: »Ich werde nicht aufhören, das zu schreiben, was ich für die wahre Geschichte halte.«

Weil es jeder großen Show schwer fällt, zu Ende zu gehen, gab es nach der Urteilsverkündung noch eine Pressekonferenz im nahe gelegenen Waldorf Astoria Hotel. Dort waren die Rollen der vergangenen Monate vertauscht; Rampton stand ein bisschen verloren bei der Tür herum, rund um ihn traten ein paar seiner Experten von einem Fuß auf den anderen. Bloß Richard Evans war pausenlos beschäftigt; er stand wie angewurzelt in einer Ecke, nur das Fernsteam, das ihn interviewte, wechselte regelmäßig. Es ist nicht bekannt, nach wie vielen Stunden er die erste Interviewpause eingelegt hat; denn selbst als die letzten Journalisten nach Ende der Veranstaltung gegangen waren, stand er noch immer dort und sprach in eine Kamera.

Auf der Bühne, im Scheinwerferlicht, saß dagegen Deborah Lipstadt und durfte endlich wieder reden. In den Augen hatte sie wilden Triumph, doch wollte sie ihm nicht ganz nachgeben. Sie war es sich selbst schuldig, dieses Urteil als das einzig richtige, gerechtfertigte, ja das einzig denkbare darzustellen - das erlaubt keine übermäßige Erleichterung, bloß befriedigte Selbstbestätigung. »Die Wahrheit hat gesiegt«, sagte sie mit ihrer immer ein bisschen zu lauten Stimme, und so sehr das stimmte, konnte dem, der auf die Zwischentöne lauscht, dabei dennoch frösteln wie bei der Lektüre ihres Buches. Lipstadt wurde gefragt, ob sie nach den Erfahrungen dieser letzten drei Jahre, die das Verfahren insgesamt gedauert hatte, das Buch wieder schreiben würde, und sie sagte laut: »Nein.« Nach einer Kunstpause und dem fragenden Geraune der zahlreichen Journalisten fügte sie an, dass sie es nun noch viel drastischer schreiben würde. Jedermann habe Gelegenheit gehabt, tief in die Abgründe von Irvings Geschichtsfälschungen zu blicken, und die seien schlimmer, als selbst sie je vermutet hätte. Schließlich kamen ihr, der Starken, Kämpferischen, doch noch die Tränen. Sie erzählte, dass sie am vorhergehenden Abend von einem Auschwitz-Überlebenden angerufen worden sei: »Schlaf du nur, Deborah«, habe er ihr gesagt, »wir bleiben heute alle wach.« Sie trägt einen großen Rucksack moralischer Verpflichtung. In den einen Träger hat sie selbst schlafwandlerisch hineingefunden, in den zweiten hat man ihr dann hineingeholfen wie einer Dame in den Mantel.

Die Frage ist, ob diese Last sie beschwert oder ihr den Marsch nicht vielmehr erleichtert.

Auch die englischen Zeitungen triumphierten; es war offensichtlich, dass die Schlagzeilen-Macher ihre internen Zensoren, die **libel** Juristen, an diesem Tag einfach umgerannt hatten. Mit »Nazi-Autor kriegt 2-Millionen-Rechnung« erschien der »Evening Standard« kaum drei Stunden nach der Urteilsverkündung. In all den Wochen zuvor hatte es viel vorsichtiger höchstens »historischer Autor bezweifelt Holocaust« oder so ähnlich geheißen. Die »Sun« schrieb: »Irving ist eine Schande für Britannien«.

Stiege der Wahrheitsgehalt einer Behauptung mit ihrer gedruckten Wiederholung, wäre heute von David Irving kein Kragenknopf übrig: So tot und erledigt beschrieben ihn die englischen Zeitungen an jenem ersten Tag. Doch scheinen sie überhaupt dazu zu neigen, frisch gefällte Urteile zu unterstützen; so war es auch im Fall Aldington vs. Tolstoy. Auch damals gaben die Zeitungen dem ungerechten Spruch der Jury überwiegend Recht, Anlass zur Kritik sah man nur in der Entschädigungssumme von eineinhalb Millionen Pfund. Genau wie eine mit Schmerzensgeld heilbare Reputation gehört auch der tiefe Glaube an das hochstehende eigene Rechtssystem zu den britischen Traditionen.

Die programmierte Erleichterung und der Triumph haben erwartungsgemäß kritische Gegenstimmen provoziert. Sie kamen aus der britisch-patriotischen Ecke, wo der eigene Exzentriker noch immer mehr gilt als eine jüdische Frau aus dem Ausland. Irvings zwei »sub poena«-Zeugen meldeten sich schriftlich zu Wort. John Keegan beschrieb auf befremdliche Weise, wie gut aussehend und professionell Irving vor Gericht gewirkt habe, »ein großer, starker Mann, exzellent gekleidet«, der agiere wie ein Anwalt der Queen's Bench und dessen »enorme Kenntnis der riesigen Menge an Material« vom Richter nun leider nicht anerkannt worden sei.⁵⁹ Das heroische Bild konterkarierte er drastisch mit Deborah Lipstadt: »Kaum ein Historiker hatte von ihr zuvor gehört, und die meisten werden auch froh sein, nie wieder von ihr zu hören.« Keegan, der über die vorschriftswidrigen, für die meisten Betroffenen tödlichen Auslieferungen von Kriegsgefangenen im Aldington-Tolstoy-Fall übrigens gemeint hatte, »solche Dinge« würde in Kriegen eben geschehen, ging noch ein Stück weiter: Deborah Lipstadt sei so dumpf, wie nur die politisch Korrekten sein können. Von Irving aber, wenn man ihn bloß ließe, könnten die Historiker noch viel lernen. Von der Polemik abgesehen, schien die Substanz seines Kommentars darin zu bestehen, dass er den »Nonsens« in Irvings Werk als bloß »kleinen Teil« veranschlagte, und Irving via Zeitung ausrichtete, dass die, deren Bewunderung er so sehr anstrebe, ihn im Stillen ohnehin bewundern würden. Donald Cameron Watt schrieb unter dem Titel »Die Geschichte braucht David Irvings«⁶⁰ ein erstes stringentes Psychogramm Irvings. Irving erliege als Historiker immer wieder den typischen Fehlern der Autodidakten, er weigere sich, hinter die Dokumentation zu blicken, und sei von Material, das seine Thesen belege, immer eher verleitet als gewarnt. Er ließe sich leicht von scheinbaren Verschwörungen verführen und davon, die Missetaten der angeblich »guten Seite« aufzudecken. Erst ganz am Ende macht Watt, nicht nachvollziehbar, die titelgebende Wendung. Er selbst wisse, schreibt Watt, dass der Holocaust stattgefunden habe, weil er unter Überlebenden aufgewachsen sei. Doch was würde geschehen, fragt er, wenn »alle Zeugen tot Bind? Die Wahrheit muss von Irving in Frage gestellt werden, damit sie am Leben bleibt.«

Beide Kommentare haben Entrüstung ausgelöst. Ihre Polemik hat Watt und Keegan Aufmerksamkeit verschafft, dock von ihren Befürchtungen abgelenkt. Die beiden alten Historiker sorgen sich um die Freiheit der Forschung. Auch wenn sie vergessen, dass Irving selbst den Fall vor den Richter gebracht hat, widerstrebt ihnen grundsätzlich, dass über die Kompetenz eines Kollegen vom Gericht entschieden wird. Beide wollen nach wie vor Teile von Irvings Werk vor der Verfemung gerettet, sie wollen Irvings Forscherfleiß anerkannt wissen. Sie weisen darauf hin, dass gerade Anarchisten, Dissidenten, Querdenker die Forschung zu jeder Zeit belebt haben, sie glauben daran, dass Nützliches such in Irvings Büchern steckt, und sie hegen tiefe Abneigung gegen eine politische Korrektheit, die imstande scheint, Bücher, Gedanken, Ansätze um einer unberechenbaren »Moral« willen zu vernichten. Doch vermischen sie beide unbewusst den Anlassfall Irving mit dem sehr viel größeren Bezugssystem, dem öffentlichen Umgang mit dem Holocaust.

Dabei ist selbst die geringste Frage, was nämlich von Irving als historischem Autor bleibt, gar nicht leicht zu beantworten. Richter Grays Urteil, vielmehr noch das Gutachten von Richard Evans haben zwar Irvings Bücher endgültig und anhand unzähliger Beispiele als betrügerische Machwerke enttarnt. Auch wenn »Geschichte« draufsteht, ist doch nur üble Propaganda drin, die keinen seriösen Bezug zu den tatsächlichen Vorgängen hat. Diese Bücher dennoch für irgendetwas zu verwenden, kann nur dem erfahrensten Fachmann geraten sein, und gerade der wird sich vor der Arbeit hüten, die ihm Irving macht: Ohne umfassende Sicherheitsvorkehrungen wird jemand weder eine These noch ein Dokument benutzen wollen, wenn sie von Irving in Umlauf gebracht worden sind. Damit haben all die Funde Irvings ihren Wert so gut wie verloren. Durch das verfilzte Netz von Verzerrungen und Lügen, in das Evans Einblick gewährte, hat Irving sich und sein Material restlos diskreditiert. Doch hätte es dazu dieses Urteils gar nicht bedurft: »Irving hat sich in der Vergangenheit darauf verlassen, und er verlässt sich auch noch heute darauf dass seine Leser und Zuhörer, seine Rezensenten und Interviewer entweder nicht genügend Zeit oder Sachkenntnis haben, um tief genug zu den Quellen seiner Arbeit vorzudringen und all die Verzerrungen, Unterschlagungen und Manipulationen zu entdecken«, schreibt Evans - das sollte vielen von Irvings Verteidigern, gerade auch Watt und Keegan, die die Sachkenntnis haben müssen, zu denken geben.

Trotzdem soll man sich keine Illusionen machen. Irving mag unter Fachleuten nun noch ein bisschen mehr diskreditiert sein, als er es schon seit 1989, seit seiner »Konversion« durch Leuchter, ist. Diese Fachleute, die »seriösen Historiker«, als deren Antithese er sich inszeniert, hat er zwar zwingen wollen, ihn anzuerkennen. Doch für sie hat er nie geschrieben. Geschrieben hat er immer für jene, die sich für den Zweiten Weltkrieg und die Nazis interessieren, denen die Bücher der »seriösen Historiker« aber zu kompliziert sind. Sie sind und bleiben Irvings empfängliches Publikum. Und das Gedächtnis dieser Leser, sofern sie nicht bereits zum aktiven Sympathisantenkreis Irvings gehören, ist so kurz wie das der Medien. Irving, der es immer verstanden hat, sich Gehör zu verschaffen, mag sich mit diesem Prozess-Spektakel auf kurze Sicht verkalkuliert haben, doch auf lange Sicht gewinnt er immer. Für ihn gilt, mit umgekehrten Vorzeichen, dasselbe wie für einen Rechtschaffenen, über dessen unschuldige Verwicklung in eine Affäre man bedauernd sagt: »Es bleibt immer etwas kleben.« Für Irving, der mit aller Macht seine Umwelt zwingt, sich mit ihm zu befassen, und die dabei ständig nur Lügen und Verdrehungen zutage fördert, springt am Ende doch immer etwas Vorteilhaftes heraus. Und sei es nur, wie in diesem Fall, das gigantische Medieninteresse, die daraus folgende Ankurbelung seines Buchvertriebs und die Hoffnung auf einen neuen, rechtsextremistischen Mäzen.

Zwar ist das Urteil „eines der vernichtendsten, das je über einen englischen Kläger gekippt worden ist“⁶¹. Doch in ein paar Jahren wird es heißen, »David Irving, der einen großen Verleumdungsprozess verlor«, und das wird genau so viel oder wenig Bedeutung haben wie schon bisher der Satz »David Irving, der wegen seiner Ansichten in mehreren Ländern Einreiseverbot hat«.

Irving bleibt ein besonderer Fall. Er hat nicht bloß, wie seine Mitstreiter, nur Auschwitz, die Gaskammern, die Massenvernichtung der Juden durch die Nazis attackiert und geleugnet, nein, er hat gleich die ganze Geschichte des Dritten Reichs und des Zweiten Weltkriegs umgeschrieben. Er hat ein breites pseudohistorisches Fundament gelegt, auf dessen Basis die anderen umso bequemer lügen und leugnen können. Doch nach diesem Gerichtsverfahren und den dafür . erstellten Gutachten ist auf viele Jahre das Thema Holocaust-Leugner als wissenschaftliche Herausforderung erledigt. Zu den Thesen der Leugner und ihrer Widerlegung ist alles gesagt. Eben weil Irving als einziger sich nicht nur auf die

Funktionsweise der Massenvernichtung beschränkt hat, ist mit einem sorgfältig durchleuchteten Irving der ganze Leugner-Verein überführt. Noch mehr als vor dem Prozess ist Irving, mit dem drastischen Ausspruch eines der involvierten Anwälte, »so wichtig oder unwichtig wie ein Stück Hundescheiße am Schuh - nur solange es an einem klebt, ist es wichtig, es loswerden.«

Peter Longerich, einer der Experten-Gutachter aus Lipstadts Team, hat nach dem Urteil versucht, Auswirkungen des Prozesses auf die Geschichtswissenschaft zu formulieren.⁶² Die Veränderungen, die er forderte, waren rein infrastruktureller Natur. Die wichtigsten Dokumente zum Holocaust müssten besser und schneller zugänglich sein. Denn die Geschichtsschreibung des Holocaust stecke in vielen Bereichen noch in der Grundlagenforschung fest. So sei der genaue Verlauf der Deportationen erst lückenhaft rekonstruiert, ebenso die Geschichte einer Reihe von Vernichtungslagern. Longerich wies darauf hin, dass es in Deutschland einen dem Holocaust gewidmeten Lehrstuhl genauso wenig gibt wie regelmäßige Konferenzen und Tagungen zum Thema: »Diese offenkundigen Defizite in der wissenschaftlichen Infrastruktur stehen in bemerkenswertem Gegensatz zu der Relevanz, die das Thema in der Öffentlichkeit besitzt.«

Der Gegensatz ist in der Tat bemerkenswert. Die öffentliche Diskussion rund um den Holocaust dreht sich in den letzten Jahren doch vor allem um ein »Zuviel« und »Genug«, wie etwa in der Walser-Debatte. Und das ist nicht nur in Deutschland so. Erst hat es Jahrzehnte gedauert, bis der Holocaust den Platz im öffentlichen Bewusstsein erlangt hat, der ihm zusteht, dann soll die Auseinandersetzung beendet werden, noch bevor die Forschung ihre Arbeit erledigt hat. In den Vereinigten Staaten und Großbritannien ist inzwischen der Umgang mit dem Holocaust und sein Einfluss auf nationale Psychen zu einem eigenen Forschungsthema geworden. Der amerikanische Universitätsprofessor Peter Novick hat in seinem Buch »The Holocaust in American Life«⁶³ komplex nachgezeichnet, welche identifikatorische Bedeutung die Erinnerung an den Holocaust erst für die amerikanischen Juden, schließlich für alle Amerikaner im Lauf der Jahrzehnte bekam. Novick findet auch ein paar unbequeme Antworten dafür, warum das Bewusstsein um den Holocaust erst mit der Verzögerung von Jahrzehnten an die Oberfläche des öffentlichen Bewusstseins kam. Es waren nicht die Überlebenden, die aufgrund von Schock und Trauma nicht sprechen konnten, sondern es war die Gesellschaft rund um sie herum, die aus vielen Gründen nicht wollte, dass sie sprachen. Einer dieser Gründe war: Die Vernichtung der europäischen Juden war gleich nach dem Krieg als eines der großen politischen Themen von den Kommunisten besetzt worden - das reichte, dass nicht nur in den Vereinigten Staaten automatisch als Kommunist verdächtigt wurde; wer den systematischen Massenmord bloß erwähnte. Ein anderer Grund war, dass sich Freund und Feind nach 1945 dramatisch verändert hatten. Die Russen, die immerhin Auschwitz befreit hatten, waren zum verhassten Gegner im Kalten Krieg geworden, dagegen das Deutschland Konrad Adenauers, konzentriert mit dem Wiederaufbau beschäftigt, zum wichtigen demokratischen Bündnispartner der Vereinigten Staaten in Mitteleuropa.

Der Umgang mit der Erinnerung an den Holocaust war sofort nach seinem Ende zur politischen Agenda geworden und ist es bis heute geblieben. Die Auswirkungen reichten vom unnatürlichen, verräterischen Schweigen der ersten Jahrzehnte zu dem, was heute polemisch das »Shoah Business« oder, wie das demnächst erscheinende Buch von Norman G. Finkelstein, „The Holocaust Industry“ genannt wird. Es ist dieser Aspekt, in dem der Prozess um David Irving eine gewisse Rolle spielte: der politische Aspekt des Holocaust, nicht der historische.

Was geschehen ist, steht als Tatsache nicht zur Diskussion. Die praktischen Details des gewaltigen Verbrechens noch besser zu erforschen, ist theoretisch den Fachleuten der Wissenschaft überlassen. Doch die andere, die größere Frage geht über die Wissenschaft weit hinaus. Es ist die Frage, wie die Gesellschaft mit der Erinnerung umgeht. Es ist die Frage nach dem Sinn und Nutzen von Holocaust-Mahnmalen, nach Geld und Infrastruktur für die Forschung und nach dem Ausmaß von entsprechendem Unterricht in den Schulen. Es geht auch um die Berechtigung einer Gesetzgebung, die, so wie in den so genannten Nachfolgestaaten Deutschland und Österreich, den Leugnern des Holocaust bewusst das Recht auf freie Meinungsäußerung verweigert, sie dann zu etwas Besonderem macht und in eine schwer kontrollierbare Illegalität treibt. Es geht um die Verpflichtungen, die uns der Holocaust auferlegt. Es geht um die Frage seiner »Einzigartigkeit«. Es geht um die Gefahr seiner Dogmatisierung.

Im angloamerikanischen Raum wird diese Diskussion in einem Ausmaß geführt, das sich mit Deutschland nicht vergleichen lässt. In einem zutiefst kritischen Aufsatz hat der englische Historiker David Cesarani einige der Stimmen zusammengefasst, die ihm die »Unwilligkeit zur Erinnerung« zu belegen scheinen⁶⁴. Den Satz, »als Reaktion auf den Versuch, den Holocaust zum Zentrum unserer Zivilisation zu machen, könnte eine neue Form des Antisemitismus im 21. Jahrhundert entstehen«, den er im »Spectator« gefunden hatte, bezeichnete er mit gewissem Recht als »sich selbst erfüllende journalistische Prophezeiung«. Bitter verwirft Cesarani das Argument, dass erst die »Institutionalisierung« des Holocaust in Museen und Ausstellungen, die im vergangenen Jahrzehnt deutlich zugenommen haben, die Leugner auf den Plan ruft. Dabei rechtfertigen wirklich viele dieser - amerikanischen - Institutionen, abgesehen vom Bildungsauftrag, ihre Existenz vor allem mit der Notwendigkeit, Holocaust-Leugnern entgegenzutreten. In einem Land, in dem sich legal Neonazi-Gruppen formieren und ihren paramilitärischen Freizeitaktivitäten nachgehen dürfen, sind automatisch militante jüdische Gruppen entstanden, die solche Entwicklungen beobachten, Material sammeln und ungerührt Akten anlegen über jeden, der verdächtig scheint. Alles ist auf eine Weise verwoben und verwickelt, dass sich Ursache und Folge nicht mehr trennen lassen. Peter Novicks Buch nennt Cesarani einen »problematischen intellektuellen Rückschlag«, weil Novick behauptet, die amerikanischen Juden selbst hätten den Holocaust auf die amerikanische Agenda gesetzt. »Auf dem globalen Marktplatz moralischer Werte scheint der Holocaust eine Instanz des Bösen zu sein, auf die sich alle einigen können. Doch erst die Globalisierung der Medien hat den Holocaust allgegenwärtig gemacht, nicht andersherum«, meint Cesarani. Die Frage, wer den Holocaust zu was gemacht hat und wohin das nun führt, ist jedenfalls in letzter Zeit zum großen Thema im englischsprachigen Raum geworden. Inzwischen arbeitet auch Cesarani an einem Buch darüber.

So paradox es klingen mag: An dieser großen Diskussion nimmt nun David Irving, obwohl er ihren Ausgangspunkt und Kern ableugnet, nichtsdestotrotz teil. Vom extremistischsten Standpunkt, den man hier nur beziehen kann, sticht er in eine Debatte hinein, die allerdings auch ohne ihn mit derselben Erbitterung geführt würde und in der westlichen Welt seit Jahren geführt wird, eine Debatte, die ohne Lösung scheint und die empfindlich sein kann wie ein Minenfeld. Auf unheimliche Weise scheinen manchmal die Standpunkte, die Irving dabei bezieht, wiewohl ins Groteske verzerrt und aufgebläht, jeweils deren sensible Teile zu beleuchten.

Es ist zum Beispiel kein Zufall, dass Irving und die anderen Leugner von einer unumstößlichen Annahme ausgehen: davon, dass alle Augenzeugen und Überlebenden

unglaublich sind. Der Fall Benjamin Wilkomirski hat ihnen neues Propagandamaterial an die Hand geliefert. Mehr als einmal fragte Irving vor Gericht die Historiker im Zeugenstand genüsslich, ob sie auch von den vielen internationalen Literaturpreisen gehört hätten, die dieser Mann bekommen hatte, obwohl er niemals in einem Konzentrationslager gewesen sei. »Woher wissen wir«, fragte Irving schadenfroh, »dass es nicht tausende Wilkomirskis gibt?«

Doch schon lange vor dem unerfreulichen Fall Wilkomirski waren die Aussagen der Überlebenden in eine gewisse Kritik geraten. Deshalb konzentrieren sich Holocaust-Leugner darauf weil sie mit Berechnung nach allem greifen, was ihnen nicht als niet- und nagelfest bewiesen, bestätigt und für alle Ewigkeit als »Wahrheit« eingefroren scheint -auch aus diesem Grund haben die, die Leugner aktiv bekämpfen, oft genau diese Tendenz. Sie gleichen sich ihren Gegnern an.

Bestimmte Details und vermeintliche Ausschmückungen von Zeitzeugen haben Anlass zur Nachfrage und Nachprüfung gegeben. Das ist ganz natürlich. Aber während jedem klar ist, dass fünf Zeugen eines Verkehrsunfalles normalerweise fünf verschiedene Versionen liefern, schien es lange Zeit undenkbar, die Aussage eines Überlebenden von Auschwitz auch bloß in Details in Frage zu stellen. Das hat sich inzwischen geändert. So sehr die persönlichen Erinnerungen als solche respektiert werden müssen, so sehr ist es notwendig, dass die Forschung jedes überlieferte Detail auf seine Plausibilität überprüft - das ist auch die erste Aufgabe der Geschichtsschreibung. Der 25 Meter hohe Berg von Schuhen, den Kurt Gerstein in Treblinka gesehen haben will, ist nur ein Beispiel dafür. Deborah Lipstadt selbst machte Erfahrungen mit Überlebenden, die erzählten, dass sie bei ihrer Ankunft in Auschwitz von Mengele selektiert wurden: »Dann fragt man sie nach ihrem Ankunftsdatum, und man sagt ihnen, >hm, Mengele war damals gar nicht in Auschwitz<. Dort gab es viele Ärzte, und irgendwie wurden sie alle [in der Erinnerung der Überlebenden, E. M.] zu Mengele.«⁶⁵

Der Holocaust hat, so wie alle großen Verbrechen der Geschichte, über die Jahrzehnte seine eigene Fabel entwickelt. Gerichtsprozesse, Filme, Bücher und Dokumentationen haben Erinnerungen beeinflusst, auch verfälscht, wie Richter Gray in seinem Urteil zu bedenken gibt. Aber der Forscher hat Möglichkeiten, die für ihn relevanten Aussagen zu überprüfen und gegeneinander abzuklären. Robert Jan van Pelt etwa bezieht sich in seinem Gutachten über die Funktionsweise der Gaskammern auf bloß eine Handvoll Aussagen jener, die in den Sonderkommandos gearbeitet haben. Diese Aussagen bewertet er als so gut wie unverfälscht: Sie wurden alle gleich nach dem Krieg gemacht, noch bevor die Gaskammern als Tatsache überhaupt sehr in das öffentliche Bewusstsein gedrungen waren. Die ausgewählten Aussagen zeichnen sich durch besondere Detaildichte, durch ein klares Erinnerungsvermögen aus und stimmen mit den erhaltenen Plänen der Räume überein. Van Pelt hat diese spezielle Auswahl nicht einmal extra für David Irving und seine wohlbekannte Taktik maßgeschneidert; diese Skepsis und Vorsicht gehören unabdingbar zum wissenschaftlichen Arbeiten. Irving fiel dann vor Gericht nicht mehr dazu ein, als eine Kehrtwendung vorzunehmen und über die geringe Anzahl der Zeugen zu höhnen, die nun also den Tod von Millionen beweisen sollten.

In diesem Zusammenhang ist es ein logisches Ergebnis einer Entwicklung und ein sinniger Abschluss des 20. Jahrhunderts, dass gerade den Erinnerungen der Überlebenden ein gigantisches Denkmal gesetzt wurde, und zwar völlig ungeachtet ihrer historischen Faktizität. Steven Spielberg hat auf der ganzen Welt Millionen von Dollar dafür gesammelt, dass möglichst viele Erinnerungen von Holocaust Überlebenden auf Video aufgezeichnet wurden und in Zukunft ausgewertet werden können. Die 50.000 Interviews, die seine »Shoah-Foundation« in Los Angeles innerhalb von nur fünf Jahren geführt hat, stellen die seit

langem umstrittene »oral history« schon wegen ihrer schier Masse vor ganz neue Aufgaben. Vielleicht werden sie auch zu neuen Methoden und Erkenntnissen führen. Gerade Historiker haben dieses Unternehmen immer wieder kritisiert, weil sie sich für die Forschung nichts Weiterführendes von Interviews erwarten, die erst über 50 Jahre nach den Ereignissen geführt und zweifellos von der starken öffentlichen Präsenz des Holocaust beeinflusst und verändert wurden. Doch hat Spielbergs Anstrengung viel weniger mit Geschichtsforschung zu tun als eben mit der Politik der Erinnerung. Allen Überlebenden, die zu berichten wünschen, soll damit der Respekt erwiesen sein. Auch ihre Geschichte ist nun gehört, auch ihre Geschichte für die Nachwelt aufgezeichnet worden. Und es ist kein Zufall, dass die Holocaust-Leugner gleich an zweiter Stelle kommen, wenn Spielberg selbst die Gründe für die Notwendigkeit dieses Stimmen- und Gesichterarchivs aufzählt.⁶⁶ Die Erinnerung wird für die Zukunft aufgezeichnet und in Kassetten verpackt, auf, wie Spielberg glaubt, verlässlichere Weise als das traditionelle Weitererzählen und Aufschreiben der bisherigen Generationen. Je mehr Menschen auf Videobändern von ihrem persönlichen Schicksal während der Verfolgung durch die Nazis berichten, desto weniger könne die Tatsache des Holocaust in Zukunft angezweifelt werden, in einer Zukunft, in der niemand mehr leben wird, der dabei gewesen ist, und in der Holocaust in noch viel größerem Maß den Experten und Historikern überlassen sein wird als im Gerichtssaal 73, in dem hin und wieder Überlebende auf den Zuschauerrängen zu weinen begonnen haben.

Der Prozess um David Irving war ein grelles Schaumkrönchen, das sich auf der Oberfläche einer existenziellen Frage kräuselte. Diese Frage bleibt, gähnend, schwarz und weit offen, der westlichen Gesellschaft weiterhin gestellt, seit sich gut erzogene, zivilisierte und psychisch durchschnittlich gesunde Menschen Gaskammern ausgedacht und sie in die Tat umgesetzt haben. Doch zu den Schaumkrönchen gibt es zum Glück Sub-Fragen. In Bezug auf das geklitterte Geschichtsbild der Holocaust-Leugner und seine Fabrikation hat der Prozess viele dieser kleineren Fragen beantwortet. In Bezug darauf, wie mit Irvings und Co. gesetzlich und gesellschaftlich umgegangen werden soll, sind auch die kleinen Fragen noch offen. Doch scheinen verschiedene Systeme mehr Chancen zu eröffnen als eine einheitliche Lösung. Dass Irving in Deutschland und Österreich seine Parolen nirgends äußern, ja dass er nicht einmal mehr einreisen darf, scheint aufgrund der historischen Lasten und Pflichten richtig, vielleicht nicht für immer, aber noch eine gute Zeit lang. Dass er in den Vereinigten Staaten predigen und hetzen darf und dafür von der Macht einer selbstbewussten und gut organisierten Zivilgesellschaft bestraft wird, ist nur gerecht und vielleicht die beste Lösung unter vielen schlechten. Dass Irving in seiner Heimat Großbritannien sogar die Möglichkeit hat, zu seiner »Ehrenrettung« den Gerichtshof der Königin anzurufen, muss im Sinne von Aufklärung und demokratischer Konfrontation nicht falsch sein. Dass dieses Urteil ergangen ist, ist jedenfalls fürs Erste beruhigend.

Das Urteil von Richter Charles Gray war für viele ein Triumph. Doch genauso wenig, wie dieser Triumph anhalten wird, wird er ganz vergeblich gewesen sein. Der weise Neil Ascherson stellte sich die Frage, ob Deborah Lipstadt in demselben Ausmaß gewonnen habe, wie Irving verlor. Eine Schlacht habe sie gewonnen, doch der Krieg werde weitergehen, gab ihm ein Anwalt zur Antwort. Insgesamt, schrieb Ascherson, mag dieser Sieg ihrem Kampf gar nicht sehr genutzt haben: »Ein englisches Gericht ist für das Recht da, nicht für die Geschichte. Richter Gray hat nicht gesagt, ob der Holocaust in einem weiteren Kontext von Krieg und Genozid gesehen werden muss oder nicht. Das überließ er Irving und Lipstadt, die darüber bis an ihr Lebensende weiter streiten werden.«⁶⁷ Erste ernsthafte Bedenken äußerte Don Guttenplan: »Lipstadt hat verdient gewonnen. Aber der Ansporn, den ihr Sieg den Anstrengungen einiger ihrer Unterstützer wie der Anti Defamation League geben wird, nicht

nur die öffentliche Diskussion des Holocaust, sondern auch die amerikanischisraelische Politik zu kontrollieren, ist wahrlich kein Grund zum Feiern.«**68**

In Israel wird darüber nachgedacht, das Urteil des Charles Gray in Buchform zu publizieren und im Schulunterricht zu verwenden. Weiterhin werden Stimmen in England da nach rufen, den **libel act** zu reformieren. Ernst Zündel hat sich vom Süßholz raspelnden Unterstützer zum vehementen Gegner Irvings gewandelt: Dieser arrogante Engländer, der alles immer alleine machen wolle, habe der Sache der Revisionisten mit diesem Prozess bloß Schaden zugefügt. Richard Rampton arbeitet sich für seinen nächsten Fall in die Problematik von empfängnisfördernden Pillen ein. In Auschwitz gibt es zwischen den Polen und potenziellen jüdisch-amerikanischen Geldgebern seit Jahren keine Einigung darüber, wie das Areal des Konzentrationslagers bewahrt und als Museum sinnvoll umgestaltet werden kann. Stattdessen wird nun nach den Löchern im Dach gesucht. Deborah Lipstadt schreibt an ihrem persönlichen Erlebnisbericht zum Prozess. Danach wird sie zu der Forschungsarbeit zurückkehren, die sie deswegen vernachlässigt hat und die bislang den Arbeitstitel »Amerika gedenkt des Holocaust« trägt. Was Irving betrifft, sagte sie, freue sie sich schon darauf, ihn von nun an wieder ignorieren zu können. Doch wird sie zweifellos weiter dafür hartnäckig Sorge tragen, dass der Holocaust nicht von den falschen Leuten ins falsche Licht gesetzt wird. Mit Sicherheit lässt sich derzeit außerdem sagen, dass David Irving wieder einen großen »Real History«-Kongress organisiert, der, mit »wunderbaren Sprechern« und »großartigen gesellschaftlichen Ereignissen«, im Herbst in Cincinnati stattfinden wird. Interessierte können sich bereits anmelden. Dieser Kongress wird von der Möglichkeit, dass David Irving bis dahin in England wegen der Gerichtskosten für bankrott erklärt werden wird, nicht im Mindesten betroffen sein, versichert er. Seine Wohnung im teuren Londoner Mayfair, das hat er bereits verkündet, würde er der Bank ohnehin ohne Bedauern überlassen: Es wohnten längst zu viele Dunkelhäutige in der Gegend.

.....

Ich danke der Feuilleton-Redaktion der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, die mir für meine Berichte vom Londoner Irving-Prozess in einem selbst für sie außergewöhnlichen Ausmaß Zeit und Platz gewährt hat. Die Londoner Reportagen erscheinen hier in teilweise überarbeiteter Form im Kapitel »Der Prozess«. Das Buch ist meinem Vater Hans Menasse gewidmet. Er hat mir von klein auf mit Begeisterung vom »typisch englischen Fair Play« erzählt.

Anmerkungen

- 1 Deborah E. Lipstadt, *Denying the Holocaust - The Growing Assault on Truth and Memory*, 1994. Im Folgenden wird aus der Taschenbuchausgabe zitiert, Plume/Penguin, New York 1994
- 2 Tagesspiegel, 18. Januar 2000
- 3 Don Guttenplan, *The Holocaust on Trial*, in: *Atlantic Monthly*, Februar 2000, S. 48
- 4 Daily Mail, 12. April 2000
- 5 Tagebucheintrag Irvings vom 3. Juni 1992, zitiert nach »discovery"-Material der Verteidigung
- 6 Daily Telegraph, 12. April 2000
- 7 Die Zeit, 6. April 2000
- 8 Ebda
- 9 Daily Mail, 12. April 2000
- 10 New York Review of Books, 16. Oktober 1996
- 11 Paul Berman, "Village Voice«, Juni 1981 zitiert nach Lipstadt, S. 161
- 12 In: "The Holocaust on Trial", gesendet in Großbritannien auf Channel 4 am 29. April 2000
- 13 Eröffnungsrede Richard Ramptons am 11. Januar 2000
- 14 Lipstadt, S. 158
- 15 Alles zitiert nach van Pelts Gutachten, S. 324f
- 16 Van Pelt, S. 325f.
- 17 Aus dem Film »Mr. Death - The Rise and Fall of Fred Letter" von Errol Morris, USA 1999
- 18 Rede Irvings vor Anhängern in Toronto am 8. November 1990
- 19 Zitat aus „Mr. Death“
- 20 Den »Völkischen Beobachter« hat er jedoch eine Zeit lang dort hängen gehabt. *Atlantic Monthly*, S. 58
- 21 *Atlantic Monthly*, S. 51

- 22 Aus Lipstadts schriftlicher Zeugenaussage, Absatz 3
- 23 Lipstadt, S. 26
- 24 Ebda, S. 24
- 25 Lipstadt, S. 20
- 26 Ebda, S. 28
- 27 Ebda, S. 184
- 28 Ebda, S. 17
- 29 Ebda, S. 26
- 30 Ebda, S. 222
- 31 Ebda, S. xiii
- 32 Ebda, S. 26
- 33 Ebda, S. 209£.
- 34 Zitiert nach Die Zeit, 6. April 2000
- 35 Evening Standard, 11 . April 2000
- 36 Rubinstein, Michael: »Wicked, Wicked Libel«, Routledge and Kegan Paul 1972, S. 143. Rubinstein war zwanzig Jahre lang auch Irvings Rechtsvertreter. Auf sein persönliches Verhältnis zu Juden befragt, sagt Irving gern, dass er einmal zur gleichen Zeit »einen Juden als Anwalt und einen als Verleger« gehabt habe Letzteres bezieht sich auf Georges Lord Weidenfeld, in dessen Verlagshaus viele von Irvings Büchern verlegt wurden. Rubinstein dagegen sagte dem Journalisten Don Guttenplan, er sei kein Jude. Siehe dazu auch »Atlantic Monthly«, S. 59
- 37 Washington Post, 3. April 1996
- 38 Ebda
- 39 New York Times, 2. Juni 1996
- 40 Im selben Jahr wurde übrigens das Gesetz geändert, und die Frist, die zwischen der Veröffentlichung des vermeintlich verleumderischen Materials und der Klage vergehen darf, wurde von drei Jahren auf ein Jahr herabgesetzt.
- 41 Seine eigene Darstellung weicht davon nicht sehr ab. Er berichtete, dass ihn die misstrauischen Archivare erst einließen, nachdem er ihnen) „Hitler's War“ auf Russisch überreicht und sich somit als legitimer Forscher ausgewiesen hatte.

- 42 Im April 1983 war es übrigens David Irving, der die »Stern«-Pressekonferenz mit dem lauthals geäußerten Verdacht durcheinander brachte, dass die soeben vorgestellten, »sensationalen« Hitler-Tagebücher eine Fälschung sein könnten. Bis heute wird das Irvings Fachwissen zugute gehalten, dabei hat er schon eine Woche später seine Meinung wieder geändert, möglicherweise, um sein eigenes Buch »The Secret Diaries of Hitler's Doctor« besser zu vermarkten, das zufälligerweise gerade erschienen war.
- 43 Ian Mitchell, *The Cost of a Reputation*, erstmals erschienen 1997, im Folgenden zitiert aus der Taschenbuchausgabe von 1998, S. 155
- 44 Peter Carter-Ruck, *Anwalt und unumstrittener englischer Doyen des libel-Rechts*, in: »*Law Society Gazette*«, 10. Dezember 1997
- 45 *Atlantic Monthly*, S. 62
- 46 Genau genommen sind es bloß 26 Jahre. Der Fall *Broome vs. Cassell & Co Ltd* und David Irving, in dem Irvings eigenes Buch »*Die Zerstörung des Konvoi PQ 17*« für Captain Broome Anlass zur Klage war, wurde 1970 verhandelt. Irving und sein Verlag verloren. Die Entschädigung für Broome betrug 40.000 Pfund.
- 47 Das Detail mit den Cornflakes beruhte übrigens auf einem Übersetzungsfehler. In dem Zug wurden Haferflocken mitgeführt.
- 48 Das Aschenfeld von Birkenau liegt neben Bunker II, in dem die ersten Vergasungen durchgeführt wurden., Das war, bevor die Krematorien fertig waren. Die Opfer wurden direkt daneben in ein Massengrab geworfen. Doch hat man die Grube überfüllt. Die Folge war, dass sich Gestank ausbreitete und die Erde sich wegen der Verwesung darunter zu bewegen begann. Als Himmler im Juli 1942 zu Besuch kam, gab er den Auftrag, das Massengrab wieder aufzudecken und die Leichen darin zu verbrennen.
- 49 Belzec, Sobibor und Treblinka, jene Lager, die keinem anderen Zweck dienten als der sofortigen Vernichtung aller Ankömmlinge, waren zu diesem Zeitpunkt bereits in Betrieb.
- 50 Die Öfen in Auschwitz und Birkenau waren keine Kremierungsöfen, in denen die Flammen den Körper ja nicht erreichen und ihn nur so weit erhitzen, dass er in Asche zerfällt, sondern Verbrennungsöfen. Sie verstießen damit gegen geltendes deutsches Gesetz: Die Konstrukteure dieser Öfen haben gewusst, dass hier nachher niemand fein säuberlich getrennte Aschen zu Bestattungszwecken verlangen wird.
- 51 Das Dach liegt heute praktisch flach auf dem ehemaligen Fußboden. Jenes von Krematorium 111 dagegen ist so in Stücke zerrissen und als Dach nicht mehr existent, dass nicht einmal die Holocaust-Leugner dort den Nachweis von Löchern fordern.
- 52 Robert Jan van Pelt hat das Foto, das erst 1979 freigegeben wurde, von der NASA testen lassen. Die Aufnahme zeigt die »Löcher« in Form von kleinen kaminartigen Türmchen, angeordnet im Zick-Zack, nicht in einer Linie - genau wie sie von Zeugen beschrieben worden sind. Die NASA erklärte das Foto als authentisch.

- 53 Atlantic Monthly, S. 66
- 54 Jener Raum im Stammlager von Auschwitz, der »heute den Touristen als Gaskammer gezeigt wird«, wie Irving zu sagen pflegt, war eine Gaskammer. Mindestens zehntausend Menschen wurden darin vergast. Der Raum wurde allerdings noch von den Nazis mehrmals baulich verändert und knapp vor Kriegsende als Not-Operationsraum und Luftschutzbunker benutzt. Nach dem Krieg rekonstruierten die Polen den Raum so, wie sie dachten, dass er als Gaskammer gewesen sei. Sie haben dabei Fehler gemacht. Nicht nur im Hinblick auf Leugner wie Irving ist zu kritisieren, dass diese besonderen Umstände vor Ort auch heute noch nicht erläutert werden.
- 55 Das bezieht sich auf ein Zitat des ersten, gemäßigten Treffens. Auf Hörthys direkten Vorwurf, man könne die Juden doch nicht einfach umbringen, sagt Hitler ausweichend, das sei auch gar nicht unbedingt nötig. Wie gesagt, änderte sich die Stimmung am zweiten Tag eklatant. Es ist ein eindringliches Beispiel dessen, was Gitta Sereny Irvings »clevere Mischung von Wahrheit und Unwahrheit« nennt.
- 56 Wer zunächst als Lagerhäftling aufgenommen und registriert war, dessen Tod wurde später auch in den Totenbüchern verzeichnet. Doch die hunderttausenden Schwachen, Kranken, Alten, Frauen und Kinder und all jene, die nur zum Sterben nach Birkenau gebracht und nach der Ankunft sofort in die Gaskammern geschickt wurden, scheinen nirgends auf. Um ihre Zahl abzuschätzen, greift man auf die Dokumentation der Transporte zurück.
- 57 Nicht nur in den Funksprüchen, auch in der gesamten übrigen Korrespondenz, die zwischen Auschwitz und dem Reich hin und her ging, wurden die Vergasungen nicht erwähnt. Darüber war allerstrengste Geheimhaltung verhängt. Doch auch den Nazis unterliefen Fehler. In seinem Brief nach Berlin vom 29. Januar 1943 schrieb etwa Karl Bischoff, Mitarbeiter des Konstruktionsbüros, geradeheraus über den »Vergasungskeller« unter dem Krematorium II. Am selben Tag traf sich die Bauleitung von Auschwitz mit Vertretern der Firma AEG. Dabei wurde nur halb verklausuliert über »Verbrennungen mit gleichzeitiger Sonderbehandlung« gesprochen.
- 58 Zur Zeit der Drucklegung dieses Buches stand die Entscheidung des Court of Appeal noch aus. Irving muss diesen Gerichtshof davon überzeugen, dass schwere Verfahrensmängel zu Richter Grays Urteil geführt hatten oder dass es im eminenten Interesse der Öffentlichkeit sei, diesen Fall in einem zweiten Verfahren noch genauer zu untersuchen. Seine Chancen werden von Fachleuten als äußerst gering eingeschätzt. Irving war außerdem zu einer ersten Rate von 150.000 Pfund, etwa 450.000 Mark, an Penguin verurteilt worden. Insgesamt will der Verlag, dessen Kosten bei über zwei Millionen Pfund, also sechs Millionen Mark, lagen, 500.000 Pfund von Irving zurückfordern. Auch gegen diese Entscheidung hat er Berufung eingelegt. Wie der Fall Aldington vs. Tolstoy gezeigt hat, kann es Jahre dauern, bis ein endgültiger Schlussstrich unter dieses Verfahren und alle dadurch verursachten Finanzstreitigkeiten gezogen werden kann. Doch wenn es bei Grays Urteil bleibt, kann Irving bald von Penguin in den offiziellen Bankrott getrieben werden. Außerdem wird er aufgefordert werden aufzudecken, wer ihn finanziell unterstützt hat. Auch diese so genannten maintainers werden theoretisch zur Kasse gebeten.
- 59 Daily Telegraph, 12. April 2000

- 60 Evening Standard, 11. April 2000
- 61 Neil Ascherson im Observer, 16. April 2000
- 62 Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18. April 2000
- 63 Peter Novick: The Holocaust in American Life, New York 1999
- 64 Guardian, 18. Januar 2000
- 65 Atlantic Monthly, S. 62
- 66 Interview der Autorin mit Steven Spielberg, Frankfurter Allgemeine Zeitung,
15. Januar 2000
- 67 Observer, 16. April 2000
- 68 The Nation, 1. Mai 2000

.....

Eva Menasse wurde 1970 in Wien geboren. Nach dem Studium der Germanistik und Geschichte arbeitete sie für den österreichische Nachrichtenmagazin „profil“ und wurde Feuilletonredakteurin der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, für die sie den Prozess um David Irving in London beobachtete. Nach Aufhalten in Prag und Berlin ist Eva Menasse heute Kulturkorrespondentin der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ in Wien.